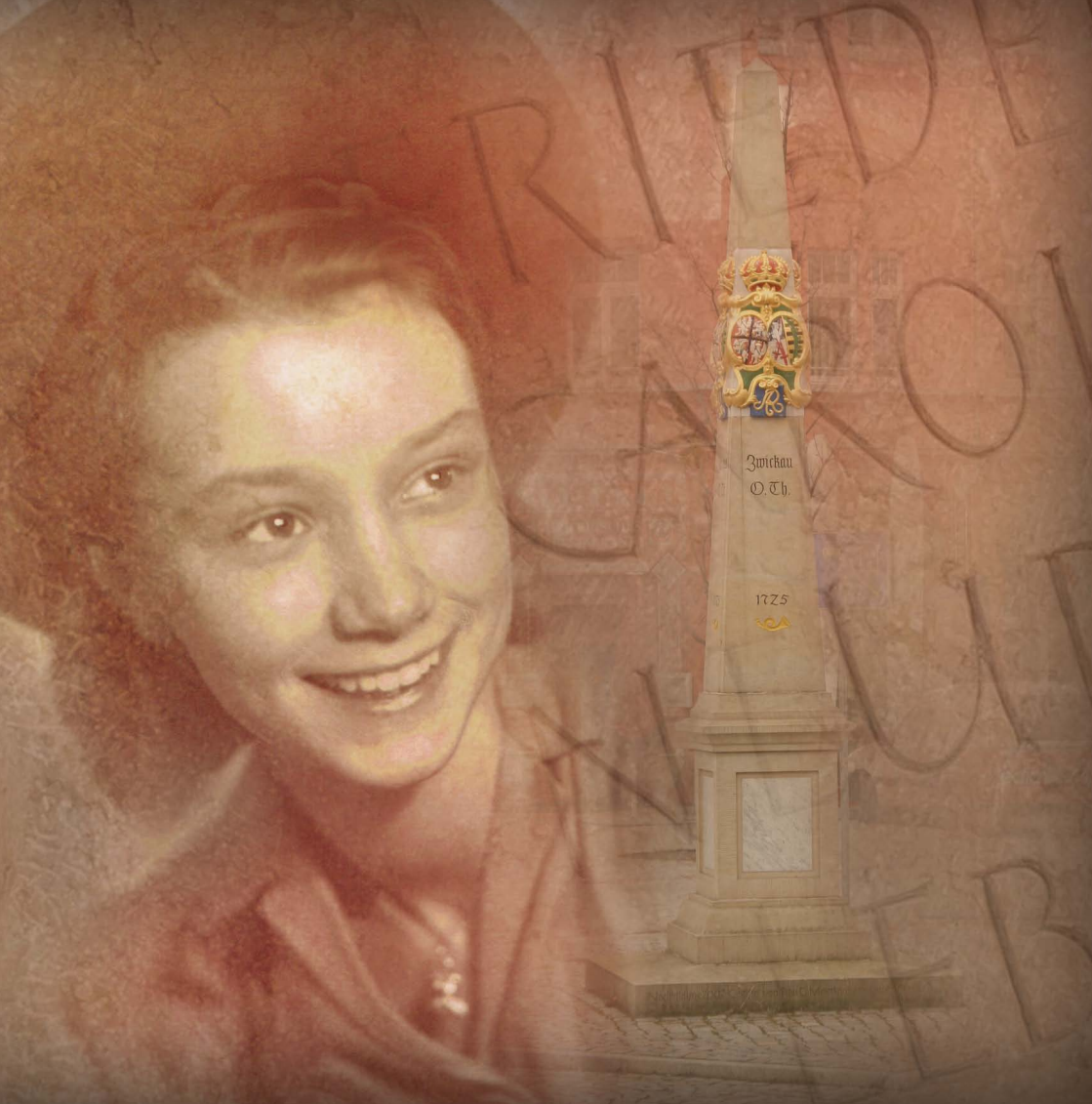




MULDEPERLEN

Tagungsband zu Frauenpersönlichkeiten der Zwickauer Geschichte



STADT ZWICKAU



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Zwickau ist eine Stadt mit langer, ereignisreicher und wechselvoller Geschichte. Zwickau hat bekannte Originale wie Trabant oder Grubenlampe. Zwickaus große Söhne wie Martin Römer, Robert Schumann, Max Pechstein oder Gert Fröbe kennen nicht nur die Zwickauer. Sie sind Imageträger, Botschafter unserer Stadt. Doch Zwickau hatte und hat gleichfalls viele verdienstvolle und würdige Frauen, die keinesfalls unerwähnt bleiben dürfen, wenn wir von Zwickaus 900-jähriger Geschichte sprechen.

Diesem Anliegen hat sich am 8. März 2018 die Tagung „Muldeperlen – Zwickauer Frauengeschichte(n) und 100 Jahre Frauenwahlrecht“ gewidmet. Die nunmehr vorliegende Publikation greift die Beiträge dieser Tagung, die auf neuesten Recherchen basieren und mitunter überraschende Erkenntnisse brachten, auf und bringt sie Interessierten an unserer Stadtgeschichte nahe.

Frauen waren und sind in der traditionellen Geschichtsschreibung eher unterrepräsentiert, zumeist finden sie nicht einmal Erwähnung. Diese Geschichtsschreibung kennt große Kriege, große Feldherren, große Männer ... Frauen war darin eine andere Rolle zugeordnet, sie sollten Unterstützerinnen oder schmückendes Beiwerk dieser Männer sein. Viele historische Leistungen würde es ohne das Wirken und

Agieren von Frauen heute so nicht geben. Dennoch ist es immer noch nicht selbstverständlich, dass diese Leistungen in unserer modernen aufgeschlossenen Gesellschaft gewürdigt und anerkannt werden.

Die Tagung und nun auch diese Publikation würdigen Frauenpersönlichkeiten, die ihrerseits die Stadtgeschichte mitgeschrieben. Sie stehen stellvertretend für alle Frauen, die täglich Großartiges leisteten und leisten. Gerade einer Frau, Gräfin Bertha von Groitzsch, verdanken wir die erste urkundliche Erwähnung Zwickaus vor genau 900 Jahren. Vielen dürfte Caroline Friederike Neuber als Enthusiastin des Theaters ein Begriff sein, nicht wenige kennen die Bilder von Tatjana Lietz, haben vielleicht das eine oder andere im heimischen Wohnzimmer hängen, oder hören die Kompositionen von Clara Schumann.

Alle sie sind „Perlen“ der Zwickauer Stadtgeschichte – Muldeperlen. Freuen Sie sich mit mir auf diese kleine Schrift mit Frauengeschichte(n). Vielleicht erfahren auch Sie beim Lesen Neues, Interessantes über die eine oder andere dieser Muldeperlen. Ich wünsche Ihnen unterhaltsame Stunden beim Lesen und viel Freude mit der Schrift.

*Ihre Dr. Pia Findeiß
Oberbürgermeisterin der Stadt Zwickau*



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Zwickau blickt auf eine lange und wechselvolle Geschichte zurück. Früh Bergbaustadt durch seinen Kohle-reichtum, industrielles Zentrum, traditionsreiche Autostadt, Stadt Robert Schumanns, Hotspot der Reformation. All diese Zuschreibungen haben eines gemeinsam: Sie beschreiben in erster Linie das Wirken von Männern. Doch in diesem Band soll die Geschichte Zwickaus aus einem anderen Blickwinkel erzählt werden, aus dem Blickwinkel der Frauen.

In der traditionellen Geschichtsschreibung spielten Frauen eine untergeordnete Rolle, weil aus deren Sicht Geschichte von „großen Männern“ gemacht wurde. Auch gab die gesellschaftlich vorgegebene Geschlechterrolle den meisten Frauen lange tatsächlich nicht die Möglichkeit, in hervorgehobener Position die politischen und wirtschaftlichen Weichen zu stellen. Es bedarf eines anderen Blickwinkels auf Geschichte, um zu erkennen, dass selbstverständlich auch die weibliche Hälfte der Bevölkerung schon immer die Entwicklung von Stadt und Gesellschaft beeinflusst hat. Darunter sind nicht wenige Frauen, die durch herausragende Leistungen oder in wichtigen Funktionen bis heute sichtbar Geschichte geschrieben haben. Ihnen widmet dieser Band besondere Aufmerksamkeit.

Die vorletzte Jahrhundertwende allerdings markierte dennoch einen Wendepunkt. Zu dieser Zeit begannen immer mehr Frauen, für Gleichstellung und gleichberechtigten Einfluss zu kämpfen. Die bürgerliche Frauenbewegung tritt für persönliche Freiräume und politische Mitbestimmung. Die proletarische Frauenbewegung wollte noch mehr; sie wollte die wirtschaftliche und gesellschaftliche Emanzipation der Frau und Arbeiterin. An der Spitze dieser Bewegung stand in Deutschland eine Sächsin, die in Wiederau geborene Clara Zetkin. Einig waren sich beide Frauenbewegungen – nach anfänglichen Differenzen – im Kampf um das Frauenwahlrecht, das schließlich in der Novemberrevolution 1918 deutschlandweit eingeführt wurde.

Eine Tagung im Zwickauer Rathaus am 8. März 2018 – dem internationalen Frauentag – nahm das hundertjährige Jubiläum des Frauenwahlrechts zum Anlass, die Geschichte der Frauen im Muldetal und die Geschichte des Frauenwahlrechts näher zu beleuchten. Im Mittelpunkt stehen Leben und Wirken bedeutender Zwickauerinnen im Laufe der Jahrhunderte, von Bertha von Groitzsch bis Christa Bretschneider. Die Vorträge, die auf dieser Tagung gehalten wurden, finden sich in diesem Band wieder. Ich wünsche Ihnen beim Lesen viel Freude!

Ihre Sabine Zimmermann

Frauen in der deutschen Geschichte. Eine Hinführung	6	
	16	100 Jahre Frauenwahlrecht
Bertha von Groitzsch	22	
	34	Friederike Caroline Neuber. Eine ebenso ungewöhnliche wie kühne Frau bereitet dem deutschen Theater den Weg
Zwischen Hofidyll und Kohle- kapitalismus. Isolde von Arnim	44	
	52	Gertrud Schubart-Fikentscher. Dekanin und erste Frau im deutschsprachigen Raum auf einem juristischen Lehrstuhl
Dr. Dorothea Dillner. Stadtärztin in schwierigen Zeiten	60	
	66	Kompetent, beharrlich, uneitel. Doris Elfriede Schachner als Wissenschaftlerin
Frau Luise Loof. Begründerin der Medizinischen Berufsfachschule Zwickau	74	
	80	Frauen-Bilder. Das Wirken und Schaffen von Tatjana Lietz in Zwickau unter besonderer Berücksichtigung ihrer Frauen- Porträts
Dr. Susanna Kosmale. Ein Leben für die Wissenschaft	92	
	100	Christa Bretschneider. Gartenarchitektin und Denkmalpflegerin



Leib. Otto-Peters. Mathilde Weber. Bertha Schickel. Lisa Bergerstein.
Marie Lepper-Baumgärt. Auguste Schmidt. Helene Lange.
Luise Tiedert. Bertha von Hardebeck-Wilm. Marie Salin.
Die Führerinnen der Frauenbewegung in Deutschland.

Frauen in der deutschen Geschichte. Eine Hinführung

Vorbemerkung

Die Stellung der Frau in der Geschichte ist von Ungleichbehandlung und Fremdbestimmung geprägt. Auch wenn sich durch die Jahrhunderte Frauen immer wieder Handlungsspielräume in der Gesellschaft erkämpften, hat es noch bis in das vergangene Jahrhundert gedauert, dass emanzipatorische Forderungen auch gesetzliche Festlegungen erfuhren. Bis heute ist der Prozess Frauenemanzipation nicht abgeschlossen. Frauen verdienen noch

immer weniger in vergleichbaren Berufen als Männer. Viele Frauen leiden unter Doppel- und Dreifachbelastungen durch Arbeit, Haushalt und Familie. Wenngleich unsere Gesellschaft auch aktuell sozialen Wandlungsprozessen unterliegt, die sich der Stellung und Wahrnehmung von Weiblichkeit und Frauenthemen verschiedentlich nähern (Me Too - Aktionen¹), der Prozess, dass Frauen in allen Bereichen die gleiche Kompetenz bei gleicher Eignung zugewiesen bekommen, ist noch lange nicht abgeschlossen und

¹ Vgl. <https://metoomvmt.org/> (05.07.2018).

bedarf eines stetigen Diskurses. Projekte wie „Muldeperlen – Zwickauer Frauengeschichte(n)“, die sich diesem Thema auch historisch nähern, tragen zu diesem Diskurs bei.

1 Die Frau im Mittelalter

Wenden wir uns dem europäischen Mittelalter zu, bemerken wir, dass vor allem von mächtigen Männern die Rede ist. Dennoch gab es Frauen, die durch den Eintritt ins Kloster oder an der Seite eines mächtigen Ehemannes großen Einfluss erlangten. Beispielsweise besaßen die Reichsfürstinnen in Essen als Landesherrinnen mit Sitz im Reichstag ähnliche Machtbefugnisse wie männliche Fürsten. Auch die Äbtissin Hildegard von Bingen, die Dichterin Roswitha von Gandersheim oder die Kirchenstifterin Bertha von Groitzsch, der einer der folgenden Textbeiträge gewidmet ist, können durch ihr engagiertes Wirken in ihrer Zeit mit schriftlichen Quellen tradiert werden. Das gesamte Mittelalter war von einer strengen Ständegesellschaft geprägt, was für Frauen und Männer gleichermaßen galt. Chancen hatte nur, wer von Geburt an privilegiert war. Wer von niederem Stand war, arm und ohne mächtige Verwandte, dem blieben Aufstiegsmöglichkeiten meist versagt.² Die Erforschung der Frauengeschichte

bis ins 14. Jahrhundert gestaltet sich ohnehin problematisch. Die historischen Aufzeichnungen sind rar und meist klerikalen Ursprungs. Weltliche Darstellungen geben oft nur Wunschbilder wieder und die höfische Epik zeigt einen eher kleinen Einblick in das Leben der feudalen Oberschicht. Zudem finden wir viele widersprüchliche Aussagen über die Bewertung von Weiblichkeit zwischen Heiliger (bspw. Marienverehrung), Ehefrau und Dirne. Kirchenväter, wie der Bischof Burchard von Worms im 11. Jahrhundert teilen Mann und Frau in zwei verschiedene Gattungen ein. Dabei wird die Frau als schwach, wankelmütig, schwatzhaft, frivol, betrügerisch und wenig pflichtbewusst beschrieben. Frauen verfügen seiner Einschätzung nach über magische Fähigkeiten und bedienen sich der Hexerei. Zudem gelten Frauen als labil, Versucherinnen, zänkisch, herrisch und stets bemüht, den Mann zu unterjochen und ihn jeder Lebensfreude zu berauben. Frauen sind für den Mann erschaffen worden und haben sich ihm deshalb zu unterwerfen. Sie sind von Natur aus minderwertig, dem Mann körperlich und geistig unterlegen. Aus diesen Gründen müssen sie vom Vater, später vom Mann gezügelt und erzogen werden. Diese Minderwertigkeit wird zumeist aus der Bibel hergeleitet (aus Adams „Rippe“ geschaffen, Erbsünde). Dem gegenüber stehen die

² Vgl. Köhle-Hezinger, Scharfe, Brednich, Männlich Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur, S. 3ff.

Verehrung lediger Jungfrauen und Witwen als gottgefällig.³ Frauen, wie die Schriftstellerin Christine de Pizan (1365–1430) entgegen den Darstellungen von Weiblichkeit ihrer Zeit. „Diejenigen, die Frauen aus Missgunst verleumdet haben, sind Kleingeister, die zahlreichen ihnen an Klugheit und Vornehmheit überlegenen Frauen begegnet sind. Sie reagierten darauf mit Schmerz und Unwillen, und so hat ihre große Missgunst sie dazu bewogen, allen Frauen Übles nachzusagen.“⁴ Wegen der großen lokalen Unterschiede ist es schwierig, allgemeine Aussagen über die rechtliche und gesellschaftliche Situation der Frau im Mittelalter zu machen. Für einige Städte kann jedoch historisch belegt werden, dass sie Frauen relativ viele Rechte und persönliche Freiheiten gewährten. Die Privilegien von Kaiser Heinrich V. für Speyer und Worms (1111 bzw. 1114) und deren Auslegungen und Bestätigungen durch den Hohenstauffer Friedrich I. (1182 bzw. 1184) setzten die freie Wahl des Ehepartners, sowie für Frauen und Männer gleiches, freies Besitz- und Erbrecht fest. Die standes- und erbrechtliche Gleichstellung der Eheleute wurde zur Rechtsgrundlage in vielen mitteleuropäischen Städten.⁵ Zwar war der Vormund für verheiratete Frauen der

Mann, aber bis zur Reformation galt zumeist die Konsensehe, die das Einverständnis des Paares voraussetzte. Die Ehe als Sicherung des sozioökonomischen Status wurde nach den Kriterien des Standes, zum Machterhalt und der Machtbindung geschlossen. Außerdem wurden Verbindungen unverheirateter Lohnarbeiter weitestgehend toleriert (Findelehe).⁶

Im Mittelalter hatten Frauen verschiedene Möglichkeiten der außerhäuslichen Arbeit. Adlige Frauen engagierten sich im kirchlichen (bspw. Nonne) und höfischen Bereich (bspw. Kammerjungfer). Mit dem Aufkommen der städtischen Kultur gab es Tätigkeitsfelder für Frauen im Handwerk, wo sie durchaus auch Schmiedearbeiten erledigten, oder Dachdeckerinnen, Schankmägde, Dienstbotinnen, Abschreiberinnen, Briefdruckerinnen etc. belegt sind. „Wissende Frauen“, wie Hebammen und „Ärztinnen“, Handels- und Kauffrauen werden ebenso erwähnt. Im bäuerlichen Kontext kümmerten sich die Landfrauen neben häuslichen Verrichtungen und der Versorgung der Kinder um die Feld- und Viehwirtschaft. Mit Gründung der ersten Universitäten im 12. Jahrhundert verweigerte man Frauen den Zutritt. Die höhere Schulbildung blieb zumeist dem männlichen

3 Vgl. ebd., S. 9 ff.

4 De Pizan, *Das Buch von der Stadt der Frauen*, S. 24.

5 Vgl. Borst, *Lebensformen im Mittelalter*, S. 13.

6 Vgl. ebd., S. 17.

Geschlecht vorbehalten. Öffentliche Ämter in der Stadt blieben Frauen im Mittelalter grundsätzlich verwehrt. Sie konnten für gewöhnlich weder Gilden oder Zünfte anführen, noch eine Position im Stadtrat oder ähnlichen Gremien einnehmen.⁷

2 Die Stellung der Frau von der Frühen Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert

Nach der Reformation wurden die Rechte der Frauen weitestgehend beschnitten. Die Konsensehe wurde auch in den Städten untypisch. Frauen brauchten nun zwingend die Zustimmung des Vaters oder des Vormundes zur Eheschließung. Gerichtsprozesse, weil Frauen sich gegen eine Heirat stellten und sich dabei auf überliefertes Rechtsverständnis der Konsensehe beriefen, sind uns bspw. am Fall Anna Haring aus dem Jahr 1648 überliefert („...daß ich mich lieber mit dem Tode, alß mit ihm verheheligen und trawn laßen will.“).⁸ Mit der Reformation erfuhr die Ehe eine Neubewertung. Das beinhaltete auch die Aufwertung ehelicher Sexualität als ehrbar, außerehelicher Sexualität als Unzucht. Neben den arrangierten Ehen war auch das „Nachtfreien“ nicht un-

üblich. Sich darauf berufend, konnten sich Frauen ein Eheversprechen einklagen. Im Jahr 1700 gab Antje Johannsen, die seit drei Jahren bei einem Wittwer „gedienet“ hat und nun schwanger ist, vor Gericht vor: „... biß er endlich im Verwichenen Sommer auf einen Morgen mich in meinem Bette überfallen, und da ich zur Rettung meiner Ehre schreyen wollen, mir den mund zugehalten, und mir unter Versprechung der Ehe leyder! meine Ehre genommen, also daß ich mich schwanger von ihm befinde.“⁹ In diesem Zusammenhang wertet Cissy Fairchilds das Nachtfreien nicht als einvernehmliche außereheliche Sexualität, sondern als rituelle Vergewaltigung, was für die ländliche Gesellschaft der frühen Neuzeit nicht unüblich war. Beschreibungen aus den Gerichtsakten ähneln sich häufig und sind auch Ausdruck protestantischer Sittlichkeitsvorstellungen von männlicher Aktivität und weiblicher Passivität.¹⁰

Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert waren Frauen, wie auch schon im Mittelalter, im Handwerk und auf dem Land tätig, wenngleich ihre Arbeit formal als minderwertig bewertet wurde. Weibliche Berufsarbeit war ein Signum der unter-

⁷ Vgl. Ennen, *Frauen im Mittelalter*, S. 21 ff.

⁸ Vgl. Götsch, *Geschlechterforschung und historische Volkskultur. Zur Re-Konstruktion frühneuzeitlicher Lebenswelten von Männern und Frauen*, S. 9.

⁹ Vgl. ebd., S. 10.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 11.

ren Schichten. Bis ins 20. Jahrhundert war und ist es immer nur ein kleiner Teil der Frauen gewesen, die dem gesellschaftlichen Wunschbild ab dem 16. Jahrhundert der Hausfrau und Mutter entsprechen konnten. Die Arbeit von Mann und Frau war zur Sicherung des Lebensunterhalts in den unteren sozialen Schichten notwendig.¹¹ Frauen war der Zugang zu höherer Bildung und Ämtern auch in der frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert nicht, oder nur in Ausnahmefällen gestattet. Lernort der Mädchen blieb das Haus. Frauen hatten keine eigene Gerichtsbarkeit und waren so von ihren Männern oder einem Leumund abhängig.

Mit der Aufklärung etablierten sich allerdings Strömungen, die Mädchenbildung befürworteten („Verstand hat kein Geschlecht“).¹² Ab dem 18. Jahrhundert entwickelte sich zudem eine weibliche Salonkultur in elitären Kreisen (bspw. Weimar: Charlotte von Stein). Frauen wurden als Gehilfinnen bei wissenschaftlichen Arbeiten von ihren Ehemännern herangezogen (bspw. Maria Karoline Herder). Manchen Töchtern reicher, gebildeter Familien wurde die Gelegenheit zum Studium und zu Dozententätigkeiten eingeräumt. Dies wird auch am Beispiel von Dorothea Christiane Erxleben (1715-1762) im 18.

Jahrhundert in Quedlinburg ersichtlich. Erxleben war 1754 die erste promovierte deutsche Ärztin. Selbst Tochter eines Arztes wandte sie sich an Friedrich den Großen, der 1741 die Universität Halle anwies, sie zur Promotion zuzulassen.¹³ Ebenso ist die Biografie von Caroline Neuber, über die wir in einem der folgenden Texte mehr erfahren werden, als außergewöhnlich zu werten. Sie leitete umfassende Theaterreformen im 18. Jahrhundert ein, allerdings ohne den Rückhalt ihres Vaters.

3 Die Entwicklung der Frauenemanzipation vom 19. Jahrhundert bis in die Weimarer Republik

Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es keine regulären Zugangsmöglichkeiten für Frauen und Mädchen zu Bildung, obwohl es bspw. Bestrebungen von Pestalozzi und seinen Anhängern im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gab, Schulreformen auf den Weg zu bringen. Erst nach Reichsgründung 1871 konnten Neuerungen im Schulwesen umgesetzt werden (Einführung der allgemeinen Schulpflicht). Damit war das Bildungsmonopol der Kirchen endgültig gebrochen. Bildung war nun in staatlicher Hand. Die schulische Erziehung der Mädchen im Elemen-

¹¹ Vgl. Wunder, „Er ist die Sonn, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit, S. 94 ff.

¹² Vgl. ebd., S. 112 ff.

¹³ Vgl. <http://www.quedlinburg.de/de/frauenorte/article-118057003303-20003303.html> (05.07.2018).

tarbereich umfasste geschlechtsspezifische Fächer, wie Haus- und Handarbeitsunterricht, Säuglingspflege oder Mädchenturnen, aber auch kaufmännisches Rechnen. Dabei wurden sie zu meist von weiblichen Lehrkräften unterrichtet. In diesem Kontext entstand auch das Bild eines neuen, aktiven Frauentyps, das der traditionellen Rollenzuweisung, gerade der privilegierten Schichten in der Kaiserzeit („Kirche, Küche, Kinderstube“) entgegenstand.¹⁴ In vielen europäischen Ländern formierte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die erste Frauenbewegung. Ab den 1860er Jahren bildeten sich Fraueninitiativen mit verschiedenen inhaltlichen Ausrichtungen (proletarisch, bürgerlich) heraus. Deren Forderungen umfassten neben besseren Bildungsmöglichkeiten den Ausbau von Frauenrechten (Wahlrecht), die Umgestaltung der patriarchalischen Gesellschaft (bürgerlich-radikaler Flügel), ökonomische Unabhängigkeit, Gleichberechtigung oder Arbeitsschutz. Mit der Industrialisierung ging die Zunahme der Erwerbsarbeit der Frauen auch unabhängig vom Beruf des Mannes einher. Der Drang nach mehr Bildung kumulierte in Forderung nach größerer Beteiligung von Mädchen am wissenschaftlichen Unterricht. Besonders Helene Lange, Politikerin, Pädagogin, Frauenrechtlerin und Vorsitzende des Bundes Deut-

scher Frauenvereine, setzte sich dafür ein. Neben Frauen aus dem Bürgertum engagierten sich auch Frauen aus dem Adel für mehr Bildungsmöglichkeiten.¹⁵ Bspw. gründete Isolde von Arnim, die in einem der folgenden Beiträge näher vorgestellt wird, im Raum Zwickau eine Klöppelschule für Mädchen, aber auch eine Schnitzschule für Jungen.

Im 19. Jahrhundert gab es durchaus Vorbehalte gegen die ersten emanzipatorischen Bestrebungen, vor allem im Bereich der Mädchenbildung. Man betonte die Gefahr, dass nun die Frauen ihre Pflichten im Haus und als Mütter vernachlässigten, sowie den Verlust weiblicher Anmut und Liebesswürdigkeit durch Vermännlichung. Kritischen Stimmen zum Trotz formierte sich ab 1887 der Beginn des Kampfs um das Frauenstudium, ab 1891 wurden Petitionen für Einrichtungen von Mädchengymnasien eingereicht. 1893 entstand in Karlsruhe das erste Mädchengymnasium. Die erste reguläre Promotion einer Frau in Deutschland wurde von Katharina Windscheid 1895 in Heidelberg geschrieben. Heidelberg und Freiburg waren die ersten Städte, in denen 1901 die ersten regulären Immatrikulationen von Frauen möglich wurden. Die Lebenswirklichkeit der Studentinnen war von Belästigung,

¹⁴ Vgl. Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, S. 46 ff.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 80 f.

Ausgrenzung, Nichtbeachtung sowie Verspottung durch männliche Kommilitonen und zum Teil auch Professoren gekennzeichnet. Dennoch nahm die Anzahl weiblicher Studierender an den Universitäten stetig zu. Zwischen 1918 und 1932 stieg der Anteil der Frauen von 9,5% auf 18,5%.¹⁶ Auch die Beteiligung an politischen Zusammenhängen wurde in der Kaiserzeit für Frauen möglich. Schon 1908 wurde Luise Zietz die erste deutsche Frau im Vorstand einer Partei (SPD). 1908 - 1914 steigerte sich die Zahl der weiblichen Parteimitglieder von 30.000 auf 175.000.

Nach dem ersten Weltkrieg kam es zu umfassenden Veränderungen in Politik und Gesellschaft. Frauen übernahmen Männerarbeit, 1918 wurde das Frauenwahlrecht eingeführt, 1920 das Habilitationsrecht. Margarethe von Wrangel war 1923 die erste Professorin in Deutschland (Fachbereich Pflanzenernährungslehre). In der Weimarer Republik erfuhren Frauen nun bessere Entfaltungsmöglichkeiten in Politik und Wissenschaft. Politikerinnen, wie Clara Zetkin oder Rosa Luxemburg, setzten sich für eine Reihe von Frauengesetzen, wie der Zulassung von Frauen zu Rechtsberufen, Mindestlöhne, Sozialversicherungen und Mutterschutz ein.

4 Frauen in der NS-Zeit

Mit der Machtergreifung Hitlers 1933 wurden die Handlungsspielräume und Entfaltungsmöglichkeiten von Frauen stark eingeschränkt. Die Bewertung der Emanzipation als ein „vom jüdischen Intellekt erfundenes Wort“, dass inhaltlich vom „gleichen Geist“ geprägt sein sollte, verdeutlicht die Beziehung des Regimes zu Frauenthemen.¹⁷ Im Jahr 1934 legte man fest, dass nur 10% der neu immatrikulierten Studierenden weiblich sein dürfen. Diese Regelung wurde allerdings schon sieben Jahre später kriegsbedingt gelockert. Die Zahl der Frauen an den Universitäten nahm darauf wieder zu. Nach 1933 sollte der Großteil der bürgerlichen Frauenorganisationen, wie der Bund Deutscher Frauenvereine, dem Helene Lange Vorstand, gleichgeschaltet werden. Daraufhin löste sich der BDF selbst auf, um der Gleichschaltung zu entgehen. Das Deutsche Frauenwerk wurde zu Sammelbecken aller Fraueninitiativen. Allerdings war das politische Wirken der Organisation sehr gering. Das Frauenwerk unterstand im Wesentlichen dem Männerwillen und Führer.¹⁸

Frauen wurde der Zugang zu höheren Ämtern versagt. Das Gesetz zur Verminderung der Arbeitsplätze 1933 sorg-

¹⁶ Vgl. ebd., S. 67 f.

¹⁷ Vgl. Schneider, Frauen unterm Hakenkreuz, S. 50 ff.

¹⁸ Vgl. Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, S. 134 ff.

te für freie Stellen für Männer, denn in diesem Jahr entließ man unzählige Frauen aus ihren Anstellungen. Davon war vor allem der Staatsdienst betroffen, wodurch kaum noch Frauen in höheren Positionen in Schule, Verwaltung und Justiz zu finden waren. Zudem erließ man Erwerbseinschränkungen für verheiratete Ärztinnen. Auch eine Vielzahl von Rechtserleichterungen wurden getilgt. Die Meisten dieser Beschränkungen mussten allerdings zu Kriegsbeginn gelockert und aufgehoben werden, so dass Frauen in der Rüstungsindustrie, im Handwerk, aber auch wieder in höheren Ämtern tätig waren. Das Bild der Frau als „Hüterin der Rasse, häuslicher Tugend und Sitte“ blieb dennoch bis 1945 bestehen. In diesem Zusammenhang wurde kinderreichen Müttern eine besondere Ehrung zuteil.¹⁹

Unter den beschriebenen Umständen ist es beachtlich, dass Prof. Doris Schachner, der einer der folgenden Beiträge gewidmet ist, im Jahr 1933 habilitierte. Auch während der NS-Zeit arbeitete sie im universitären Bereich und wurde ab 1939 kommissarische Leiterin des mineralogischen Instituts an der RWTH Aachen. Später sollte sie die erste ordentliche Professorin Deutschlands in diesem Fachbereich werden. Auch eine andere „Muldenperle“, Prof. Dr. Gertrud Schubart-Fikentscher, pro-

movierte 1933 und wurde 1948 als erste Frau in der deutschen Geschichte Professorin für Rechtswissenschaften.

Schon mit der Machtergreifung, spätestens aber mit Beginn des Zweiten Weltkriegs traten viele Frauen in den aktiven und passiven Widerstand: Bspw. Käthe Niederkirchner, eine Mitarbeiterin beim Radio Moskau oder Elfriede Scholz, die Widerstand im Kriegsalltag leistete, sowie die demokratischen Schriftstellerinnen Hannah Arendt und Anna Segers, aber auch Sophie Scholl, Mitglied des studentischen Widerstands „Weiße Rose“ sollen in diesem Zusammenhang wenigstens erwähnt sein.

5 Die Entwicklung von Handlungsspielräumen von Frauen ab 1945 bis heute

Ähnlich wie nach dem ersten Weltkrieg waren Frauen ab 1945 am Wiederaufbau der Wirtschaft und Gesellschaft beteiligt. Viele Männer waren gefallen oder in Gefangenschaft, so dass eine große Anzahl an Frauen für die Existenzsicherung ihrer Familie zuständig war. Mit dem Ende des zweiten Weltkriegs war zusätzlich die Erfahrung eines gescheiterten Politik- und Lebenskonzepts und damit verbundener Neuorientierung erkenntlich. Frauen waren nun aktiv am Neuaufbau aller

¹⁹ Vgl. Schneider, Frauen unterm Hakenkreuz, S. 81 ff.

wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Strukturen beteiligt.²⁰ In diesem Zusammenhang kann auch die Gründung der Medizinischen Fachschule in Zwickau durch Luise Loof betrachtet werden, über die Genaueres in einem der folgenden Texte geschildert wird.

Mit der Teilung Deutschlands verlief die Emanzipation in den beiden Ländern recht unterschiedlich. In der BRD wurden Frauen ab den späten 40er Jahren sukzessive wieder aus der Arbeitswelt verdrängt. Weibliche Arbeitstätigkeit hatte weniger Prestige als in der DDR, Führungspositionen waren vornehmlich Männern vorbehalten. Zwar wurde 1949 das Grundgesetz der BRD geändert und die Gleichberechtigung von Frau und Mann kodifiziert, doch noch 1958 war gesetzlich festgeschrieben, dass das Recht auf Arbeitstätigkeit nur gilt, „sofern sie ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter nicht vernachlässigten“ (§1356 und 1360). Noch bis 1977 mussten verheiratete Frauen in der Bundesrepublik das Einverständnis für ihre Arbeitstätigkeit vom Ehemann einholen. Mit der sexuellen Revolution und der zweiten Emanzipationsbewegung ab den 1960er Jahren erstritten sich Frauen eine Neubewertung von Weiblich-

keit und mehr Handlungsspielräume und –Kompetenzen, sowie die Erweiterung der geschlechtsspezifischen Rollenbilder.²¹

In der Deutschen Demokratischen Republik hingegen war die Gleichstellung von Mann und Frau von Beginn an durch die Verankerung der Gleichheit aller in den sozialistischen Theorien Lebenspraxis. In gewisser Weise förderte die Regierung weibliche Arbeitstätigkeit sogar, sah die Emanzipation als „gesellschaftliche und staatliche Aufgabe“. Frauen wurden auch für technische- und Leitungsberufe geworben, da es an Arbeitskräften mangelte. Die Notwendigkeit, die Existenz der Familie finanziell zu sichern, bedingte, dass 90% der erwerbsfähigen Frauen auch arbeitstätig waren. In diesem Zusammenhang entstand eine umfassende Infrastruktur an Kinderkrippen, Kitas, Horten und anderen Freizeitbetreuungsmodellen, die auch die sozialistische Erziehung heranwachsender Generationen vorsah. Soziale Gesetzgebungen, wie Mutterschutzfristen, der Anspruch auf ein Babyjahr mit anschließender Arbeitsplatzgarantie und fortlaufende Sozialversicherung wurden zusätzlich als Unterstützung zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf

²⁰ Vgl. Nave-Herz, Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, S. 15.

²¹ Vgl. Nave-Herz, Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, S. 18 ff.

vom Staat erlassen. Frauen erfuhren in der DDR verschiedene Möglichkeiten der Qualifizierung. Solange man dem Regime nicht zuwider handelte, waren die Handlungsspielräume der Frauen im Ostteil Deutschlands groß. Dennoch blieben Führungspositionen im Wesentlichen von Männern besetzt.

durch die Geschichte in diesem Buch besonderer Töchter der Stadt gedenken können. Hoffen wir, dass in Zukunft unzählige bedeutende „Muldeperlen“, die aus Zwickau heraus in der Welt-, oder hier vor Ort Bedeutendes erreichen, durch kommende Generationen ähnlich gewürdigt werden.

Viele Frauen in der DDR nutzten die Bildungsmöglichkeiten und leisteten herausragende Arbeit, die überregional große Beachtung fand.²² Bedeutende Frauen dieser Zeit hinterließen auch in der Geschichte der Stadt Zwickau und im Stadtbild ihre Spuren. Die Pädagogin und Botanikerin Dr. Susanna Kosmale, aber auch die Landschaftsarchitektin und Denkmalflegerin Christa Bretschneider werden in diesem Kontext im vorliegenden Tagungsband näher betrachtet.

Mit den politischen Umbrüchen 1989/90 veränderte sich die Bedeutung der Frau in der Gesellschaft nicht grundlegend. Dennoch finden wir durch die Gleichberechtigung mittlerweile vermehrt Frauen in Führungspositionen, im militärischen Bereich und in der Politik. Es ist ein glücklicher Umstand, dass wir durch das Engagement und den Kampfgeist großer Frauenpersönlichkeiten

²² Vgl. Nave-Herz, Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, S. 45 ff.

*„Alle Wahlen zu öffentlichen Körperschaften sind fortan nach dem gleichen, geheimen, direkten, allgemeinen Wahlrecht auf Grund des proportionalen Wahlsystems für alle mindestens 20 Jahre alten männlichen und weiblichen Personen zu vollziehen. Auch für die Konstituierende Versammlung, über die nähere Bestimmung noch erfolgen wird, gilt dieses Wahlrecht.
Berlin, den 12. November 1918.“*

100 Jahre Frauenwahlrecht

Diese historischen Sätze, unterschrieben von den Mitgliedern des Rats der Volksbeauftragten, also der provisorischen Regierung, markieren die Einführung des Frauenwahlrechts in Deutschland. Nur zwei Wochen später wurden sie rechtlich in die Praxis umgesetzt. Zur Wahl der Nationalversammlung durften Frauen bereits abstimmen.

100 Jahre ist das her. Das ist ein Anlass zu feiern. Aber auch ein Anlass, sich mit der Geschichte des Frauenwahlrechts auseinanderzusetzen. Natürlich nicht als Selbstzweck. Sondern immer mit Blick auf die Frage, wie wir uns diese Geschichte aneignen können. Was

diese Geschichte uns heute sagen kann. Ich glaube, sehr viel.

Das Frauenwahlrecht ist für uns heute ja selbstverständlich. Aber damals war das ein politisches Erdbeben. Ein Knaller. Ein Signal an die ganze Welt. Ausgerechnet das reaktionäre Deutschland war zusammen mit Österreich und Polen schlagartig nahezu Vorreiter in Europa. Nur die skandinavischen Länder und die Niederlande hatten das Frauenwahlrecht früher eingeführt, ferner auch Russland nach der Februarrevolution 1917. Die älteren parlamentarischen Systeme in Großbritannien und Frankreich hingegen

hinkten auf einmal hinterher. Wie kann das sein?

Ich denke, das hat etwas mit der politischen Situation in Deutschland zum Kriegsende zu tun. Vor dem Ersten Weltkrieg war die bürgerliche Frauenbewegung in ganz Europa aktiv. Das muss man sich richtig ausmalen: Das Thema Frauenwahlrecht war in allen Medien präsent. Egal wie man dazu stand, man konnte diese Frage nicht ignorieren. Das war das MeToo der 1900er und 1910er Jahre. Wenn man das damals verfolgt hat, dann kam man zu dem Schluss: Irgendwann muss die Politik diesem Druck nachgeben.

Aber dann kam der Krieg. Von einem Tag auf den anderen spielte die Frauenfrage keine Rolle mehr. Die bürgerliche Frauenbewegung verschwand fast. Alles drehte sich nur noch um den Krieg. Das war jetzt das einzige Thema. Einige führende Figuren der ersten europäischen Frauenbewegung wurden sogar zu richtigen Kriegspropagandistinnen. Zwar wurden andere auch zu engagierten Pazifistinnen, aber die Dynamik dieser Bewegung war gebrochen. Sie spielte in der Öffentlichkeit keine Rolle mehr.

Daneben gab es aber noch eine andere, ebenso alte Frauenbewegung: Die proletarische, sozialistische. Die war mit Kriegsbeginn in einer etwas anderen Lage. Die europäische Sozialdemokratie war zwar in der Kriegsfrage

tief gespalten, aber führende Vertreterinnen blieben aktiv und einflussreich. In Deutschland beispielsweise Rosa Luxemburg und Clara Zetkin. Zetkins Zeitschrift „Die Gleichheit“ konnte ihre Auflage während des Krieges vervielfachen, auf über 100.000 Exemplare. Für sie gehörten proletarische Frauenbewegung und Opposition gegen den Krieg zusammen.

Höhepunkt war 1915 die Internationale Konferenz sozialistischer Frauen gegen den Krieg, die Zetkin vorbereitet hatte. Gegen massiven Widerstand aus der eigenen Partei.

In der Folge wurde der linke Parteiflügel erst einmal kaltgestellt. Aber mit der Novemberrevolution 1918 sah auf einmal alles wieder anders aus. Der linke Flügel gewann wieder an Einfluss. Inzwischen hatte er sich als USPD von der SPD abgespalten. Die Revolution brachte deren Vertreterinnen und Vertreter in die provisorische Regierung, den Rat der Volksbeauftragten. Der Einfluss bürgerlicher Kräfte war kurzzeitig geschwächt. Damals hat sich ein historisches Zeitfenster aufgetan. Und die Mehrheits-SPD, die MSPD? Die hatte den Krieg befürwortet und sah die Revolution sehr skeptisch. Aber auf einmal wurde sie von den Ereignissen überrollt!

Und in dieser Situation hatten beide Seiten ihr eigenes Interesse an der Einführung des Frauenwahlrechts:

Die USPD wollte endlich in die Praxis umsetzen, was die Sozialdemokratie seit Jahrzehnten gefordert hatte. Die MSPD versprach sich vom Frauenwahlrecht eine mäßigende Wirkung auf die revolutionäre Stimmung. Im Klartext: Weniger Stimmen für die USPD, weniger Unterstützung für die Räte Demokratie. Das war nicht einmal so weit hergeholt. Tatsächlich haben Frauen in der frühen Weimarer Republik konservativer gewählt. Die Wirkung jahrzehntelanger gesellschaftlicher Prägung lässt sich eben nicht innerhalb weniger Monate abschütteln.

Jedenfalls kann man festhalten: Die Einführung des Frauenwahlrechts entsprang der revolutionären Situation, ähnlich wie 1917 in Russland und 1918 in Österreich. In Frankreich und Großbritannien fehlte ein solcher Bruch.

Was man daran erkennen kann, ist für die Gleichstellungsdebatte ganz wesentlich: Die Frage der Gleichstellung der Frau ist nicht zu trennen von den gesellschaftlichen Verhältnissen um sie herum. Sind die Verhältnisse rückständig, bleibt es auch die Stellung der Frau. Machen sie einen Sprung vorwärts, dann kann auch die Rolle der Frau nicht unverändert bleiben.

Rosa Luxemburg hat das schon 1912 ganz treffend auf den Punkt gebracht: Sie sagte, im „groß-kapitalistischen, hochindustriellen Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts“ sei die

Rechtlosigkeit der Frau ein „reaktionäres Überbleibsel“.

Die Revolution sechs Jahre später war wirklich ein Erdbeben: Es hatte sich Spannung aufgebaut und die Spannung hat sich entladen. Die Verhältnisse schoben sich wie zwei Platten in die Position, in der sie längst hätten sein sollen. Das heißt: Mit der rückständigen monarchischen Staatsform wurde auch der rückständige Ausschluss der Frauen vom Wahlrecht beseitigt. Frauen durften wählen und – genauso wichtig – gewählt werden.

Und heute? 100 Jahre nach Einführung des Frauenwahlrechts ist das deutsche Parlament so männlich wie seit zwanzig Jahren nicht mehr. Nur knapp ein Drittel der Abgeordneten sind Frauen.

Hier vor Ort im Kreistag und im Stadtrat sieht es noch schlechter aus. In beiden Gremien beträgt der Frauenanteil nur 20 Prozent. In den Kreistag wurden 2014 20 Frauen gewählt von 98 Sitzen, in den Zwickauer Stadtrat 10 Frauen von 48 Sitzen.

Und nicht nur in der Politik sind die Verhältnisse grob ungleich: Frauen arbeiten immer noch weit häufiger in Teilzeit als Männer. Sie verrichten immer noch den überwiegenden Teil der Sorgearbeit. Sie bekleiden weit seltener führende Positionen nicht nur in der Politik, sondern auch an den Hochschulen und in den Unternehmen.

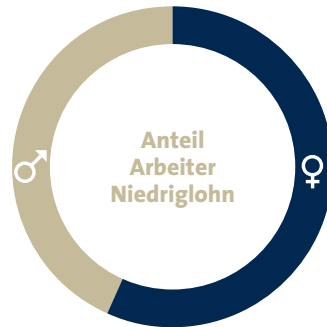
Passt das zu einem Deutschland, in dem die Digitalisierung voranschreitet, das wirtschaftlich vor Kraft strotzt? Der Kapitalismus hat eine Tendenz, die Fesseln zu sprengen, die ihm die Überbleibsel rückständiger Gesellschaftsformationen anlegen. Das kann man im Kleinen ganz gut erkennen: Wenn in den Aufsichtsräten deutscher Unternehmen keine Frauen sitzen, dann ist das letztlich eine Vergeudung von Potenzial, von Ideen, von Arbeitskraft. Eine Frauenquote für Aufsichtsräte setzt dieses Potenzial frei. Das kann nur im Interesse des Kapitals liegen. Und so ist es ja auch gekommen. Die Aufsichtsratsquote war das jüngste große Gleichstellungsprojekt der Bundesregierung.

In gewisser Weise ist so etwas auch ein Fortschritt. Nur ist der Fortschritt, der auf diese Weise erzielt werden kann, ein Fortschritt für eine kleine weibliche Elite. Ein Gesetz für eine Handvoll Frauen. Aber die ganz große Mehrheit der Frauen – und der Männer – sitzt nicht auf Manager- und Aufsichtsratsposten. Die ganz große Mehrheit hat andere Sorgen.

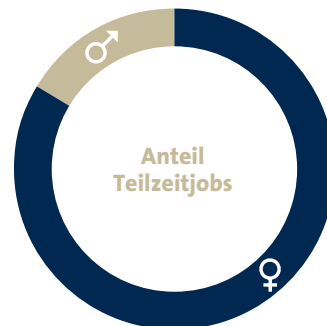
Frauen werden immer noch schlechter bezahlt. Sie stehen vor ungelösten Arbeitszeitproblemen. Sie haben geringere Karrierechancen. Und sie haben zum Schluss eine kleinere Rente als Männer.

Das kann man leider auch im Landkreis Zwickau klar erkennen. 44,5 Pro-

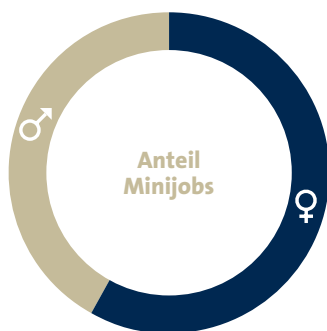
zent der Frauen arbeiten zu einem Niedriglohn, bei den Männern sind es 34 Prozent.



Viele Frauen arbeiten in unfreiwilliger Teilzeit und Minijobs, die nicht existenzsichernd sind. Im Landkreis Zwickau arbeiten 28.171 Frauen in Teilzeit, bei den Männern sind es nur 5.484. 83,7 Prozent aller Teilzeitjobs werden von Frauen ausgeübt.



Auch bei den Minijobs sind die Frauen in der Mehrheit. 10.307 Frauen üben im Landkreis Zwickau einen Minijob aus, bei den Männern sind es 7.364.



Die materielle Not von Frauen zeigt sich im Landkreis auch daran, dass deutlich mehr Frauen als Männer einen Minijob als Nebenjob ausüben: 3.121 Frauen im Vergleich zu 2.019 Männern.



Wer das ändern will, kann nicht bei einer Aufsichtsratsquote stehen bleiben. Diese Verhältnisse zu ändern, stellt die Art und Weise, wie unsere Gesellschaft funktioniert, grundsätzlicher infrage.

Das ist auch gar nichts Neues: Schon für die proletarische Frauenbewegung

vor hundert Jahren war das Frauenwahlrecht nur eine von vielen Forderungen. Sicher keine unwesentliche. Aber ebenso sicher auch nicht das höchste und einzige Ziel.

Es ging vielmehr um die Situation der Frau als Arbeiterin. Also in die heutige Zeit übersetzt: Um die Situation der großen Mehrheit der Frauen. Und die kann man gar nicht trennen von den anderen großen gesellschaftlichen Fragen.

Die großen Skandale in unserer Gesellschaft, Armut, Arbeitsbedingungen, Pflege, das sind auch genau die Punkte, in denen wir von einer Gleichstellung von Frauen immer noch Lichtjahre entfernt sind.

Wir müssen uns fragen:

Wollen wir ein Steuer- und Sozialversicherungsrecht, das für Frauen Anreize setzt, weniger zu arbeiten?

Wollen wir ein Arbeitsrecht, das Teilzeitbeschäftigung und Minijobs fördert? In dem man faktisch auf den guten Willen des Arbeitgebers angewiesen ist, wenn man weniger arbeiten will – oder später wieder mehr?

Wollen wir Firmenkulturen akzeptieren, in denen Väter ausgebremst werden, wenn sie sich dafür entscheiden, sich für ihre Kinder Zeit zu nehmen? In denen Frauen an eine gläserne Decke stoßen?

Wollen wir hinnehmen, dass Frauen 21 Prozent weniger verdienen als Männer, sechs Prozent bei gleicher Tätigkeit? Dass sie nur halb so viel Rente bekommen? Und deshalb bis ins Alter von ihren Partnern wirtschaftlich abhängig bleiben?

jetzt geht es ans Eingemachte. Jetzt geht es an die wirtschaftlichen und die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Packen wir es an!

Sabine Zimmermann

Wollen wir uns damit abfinden, dass frauendominierte Berufe schlecht bezahlt werden? Erzieherinnen, Altenpflegerinnen, Sozialarbeiterinnen. Dass die Arbeitsbelastung ständig steigt, weil aufgrund der miesen Bedingungen das Personal fehlt?

Wollen wir eine Pflegeversicherung, deren Leistungen so unzureichend sind, dass Pflege letztlich doch zu einem Großteil auf Angehörige abgewälzt wird? Überwiegend auf Frauen! Die Anreize setzt, Arbeitskräfte aus Osteuropa in illegaler Dauerbereitschaft zu beschäftigen, abgespeist mit 1000 Euro oder weniger im Monat? Fast ausschließlich Frauen!

Können wir verantworten, dass zwei Drittel aller Alleinerziehenden in diesem reichen Land von Armut bedroht sind – die Mehrheit Frauen?

Wenn wir das alles nicht akzeptieren wollen, dann müssen wir uns etwas trauen. Dann müssen wir unsere Gesellschaft erneuern.

Fast alles, was an rein formaler Gleichstellung zu erreichen ist, hat die Frauenbewegung bereits erreicht. Aber



Bertha von Groitzsch

Das elfte Jahrhundert macht es Frauen nicht leicht, zu Wort zu kommen, oder besser gesprochen: macht es nicht leicht, Worte über Frauen über die Jahrhunderte hinweg bis heute zu tradieren. Die Überlieferungschance für Zeugnisse zu Leben und Wirken von Frauen in der Zeit des Hochmittelalters ist im Vergleich zu Spätmittelalter, Früher Neuzeit und Neuzeit viel geringer einzuschätzen, was allerdings nicht nur für die Geschichte von

Frauen gilt. Bertha von Groitzsch ist es gelungen, überliefert zu werden, und dies nicht nur als genealogische Information aus dem verwandtschaftlichen Netz des Grafen Wiprecht (II.) von Groitzsch († 1124), sondern als Begründerin der ersten Pfarrkirche im Raum Zwickau im Jahr 1118. Dieses Ereignis führte zur erstmaligen urkundlichen und überhaupt schriftlichen Erwähnung Zwickaus.¹ Gleichzeitig und – beinahe im Widerspruch zur obigen

¹ Zur fraglichen Urkunde siehe die jüngste Edition, bearbeitet von Hennig Steinführer, Urkundenbuch Zwickau, Nr. 1, S. 3 f. Weitere Drucke, basierend auf der gleichen abschriftlichen Überlieferung, vorhanden u. a. im Urkundenbuch Hochstift Naumburg I, Nr. 116, S. 101 f.

Aussage – stehen uns leider nur sehr wenige schriftliche Zeugnisse zur Verfügung, um Berthas Leben und Wirken zu rekonstruieren.

Vorab ist zu bemerken, dass bereits die Identifikation der „Gräfin Bertha“ (Berchta illustri comitissa), wie sie in der oben erwähnten urkundlichen Nachricht von 1118 lediglich bezeichnet wird, ein langanhaltendes Forschungsproblem darstellt. Dies liegt u. a. darin begründet, dass die Stifterin in allen späteren Quellen (vor allem Urkunden), die die Kirchen Zwickaus betreffen, keine weitere Erwähnung findet, was sämtliche Interpretationen zur Bestimmung Berthas auf ein Zeugnis beschränkt. Auch ist eine herrschaftliche bzw. besitzgeschichtliche Zuordnung

des Gaues Zwickaus in dieser Zeit aufgrund der Quellenlage nicht zweifelsfrei möglich.² Grundsätzlich existieren zwei verschiedene Ansätze, denen die Verortung in das Umfeld Graf Wiprechts II. von Groitzsch gemeinsam ist. Häufig anzutreffen ist die Auffassung, mit der Gräfin Bertha sei Wiprechts Tochter aus erster Ehe, welche mit dem Wettiner Dedo IV. verheiratet war, gemeint.³ In jüngster Zeit wird jedoch auch wieder verstärkt die Annahme vertreten, dass es sich bei der Stifterin um die Gemahlin Heinrichs von Groitzsch, Wiprechts Sohn, handle, der aufgrund der Nennung eines Grafen Sizzo als Erben in der Urkunde von 1118 eine Verwandtschaft mit den Sizzonen, den nachmaligen Grafen von Schwarzburg-Käfernburg, zugesprochen wird.⁴

2 Ein Gau Zwickau ist 1118 überhaupt erstmals schriftlich nachweisbar; vgl. Urkundenbuch Zwickau, S. XV; Streller, Die Besiedlung und territoriale Entwicklung des ehemaligen Gaues Zwickau von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters, S. 45 (mit vielen Mutmaßungen); kritisch Thieme, Die Burggrafschaft Altenburg, S. 154 f., insbes. Anm. 33.

3 Vertreten von Henning Steinführer im Urkundenbuch der Stadt Zwickau, S. XV; Kahlheyß, Die Bürger von Zwickau und ihre Kirche, S. 49 f.; Hengst, Die Bedeutung der Urkunde zur Weihe der St. Marien-Kirche in Zwickau 1118, S. 4; Löbe, Gräfin Bertha von Groitzsch oder von Morungen, S. 34, der für das Problem um den Erben Sizzo eine andere verwandtschaftliche Erklärung vorschlägt.

4 Zuletzt Thieme, Wiprecht von Groitzsch – Urgestalt der sächsischen Geschichte, S. 41; Jakob, Archäologische Funde und Erkenntnisse zur Frühgeschichte und Stadtentstehung Zwickaus, S. 19 – jedoch fehlt eine Diskussion des Problems bei den beiden genannten Beiträgen; Petke, Kanzlei, Kapelle und königliche Kurie unter Lothar III., S. 368–371; Streller, Gau Zwickau, S. 45 f. (ohne Belege); Bönhoff, Der Gau Zwickau, seine Besitzer und seine Weiterentwicklung, S. 284 f. sowie Ders., Gauparochie Zwickau, S. 97 f., als Korrektur zu seiner ersten Auffassung. Zur Identifizierung des 1118 erwähnten Sizzo bei Bönhoff vgl. die Kritik bei Petke, S. 368. – Wittmann, Zur Frühgeschichte der Grafen von Käfernburg-Schwarzburg, S. 49, Anm. 114 merkt ebenfalls an, dass nicht sicher entschieden werden kann, wie vielen Personen die verschiedentlich bis ins 12. Jh. überlieferten Grafen „Sizzo“ zugeordnet werden können. Unabhängig von dem Vorgang um Zwickau verweist Wittmann, ebd., S. 44 auf eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen Kunigunde von Beichlingen, der zweiten Gemahlin Wiprechts von Groitzsch und einem Sizzo aus dem Geschlecht der Käfernburg-Schwarzburg.

Bertha und Heinrich von Groitzsch traten 1133 außerdem als Stifterpaar des Benediktinerklosters Bürgel bei Jena in Erscheinung, wobei Teile ihres Eigenguts zur Ausstattung des Klosters dienten.⁵

Wie anhand der unten folgenden Ausführungen zur ersten Kirchengründung Zwickaus noch deutlich werden wird, bestehen bezeichnende Parallelen zur Gründung einer Pfarrkirche in Lausick als Priorat des Klosters Pegau durch Wiprecht im Jahr 1105⁶, was eine Nachbildung nach dessen Vorbild in Zwickau sehr wahrscheinlich macht⁷ – und vielleicht eher in die Richtung der Tochter Bertha weisen würde. Der vorliegende Beitrag orientiert sich an dem zuerst vorgestellten Ansatz, in Anlehnung an die jüngste, moderne Edition und Interpretation des Vorgangs von 1118 im 2014 erschienenen Zwickauer Urkundenbuch.⁸ Die meisten Nachrichten über Bertha als

Gemahlin Dedos IV. von Wettin stammen aus historiographischen Quellen aus dem Umfeld der wettinischen Hausüberlieferung. Dazu zählen etwa die Chronik des Augustiner-Chorherrenstifts St. Peter auf dem Lauterberg bei Halle, die sogenannten *Chronica Montis Sereni* (Chronik vom Petersberg), und eine als *Genealogia Wettinensis* bezeichnete Schrift, die ebenfalls in der Umgebung des Stifts Lauterberg entstanden ist.⁹ Beide Texte sind wahrscheinlich im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts geschrieben worden, also knapp ein Jahrhundert nach dem hier behandelten Ereignis. Diesen historiographischen Zeugnissen ist gemein, dass sie vor allem die Perspektive auf die Stifter der geistlichen Institutionen – die Grafen von Wettin und späteren Markgrafen von Meißen – richten und von Interessen und Selbstverständnis dieser beeinflusst wurden.¹⁰ Demgegenüber haben sich keine Urkunden, in denen jene Bertha erwähnt wird – mit

⁵ Petke, Kanzlei, S. 369; Römer, Bürgel (Thalbürgel), S. 158 unter Bezugnahme auf Petke.

⁶ Vogtherr, Pegau, S. 1198, 1211; Fenske, Adelsopposition und kirchliche Reformbewegung im östlichen Sachsen, S. 269; siehe auch die in nachfolgender Anmerkung genannten Titel.

⁷ Zuletzt Hengst, Urkunde, S. 3; so auch schon Keitel, Die Gründung von Kirchen und Pfarreien im Bistum Zeitz-Naumburg zur Zeit der Christianisierung, S. 57.

⁸ Urkundenbuch Zwickau, Nr. 1, S. 3 f.

⁹ Zu den beiden genannten historiographischen Schriften mit der Analyse der entsprechenden Passagen zu Bertha und Dedo vgl. Pätzold, Die frühen Wettiner, S. 265-271, 282-287, 301-312 sowie 349 ff.; zur *Genealogia Wettinensis* vgl. auch Winkel, Herrschaft und Memoria, S. 99-140.

¹⁰ Bedauerlicherweise finden sich weder in den historiographischen Quellen zu dieser Bertha, noch in denjenigen, welche die Schwiegertochter Wiprechts als Stifterin erwähnen, Bezüge zur Pfarreigründung und Kirchenstiftung in Zwickau; zur historiographischen Überlieferung der Gemahlin Heinrichs von Groitzsch siehe Petke, Kanzlei, S. 369 ff.

Ausnahme der Urkunde von 1118 – als dokumentarische Quellen erhalten.

Bevor das für diese Tagung zentrale Ereignis aus der Vita Berthas zu behandeln ist, seien zunächst einige Bemerkungen hinsichtlich ihres familiären und sozialen Kontexts vorangeschickt und weitere bekannte Stationen ihrer Biographie skizziert.

Die einschlägige Quelle zur Personengeschichte Wiprechts von Groitzsch stellen die sogenannten Pegauer Annalen¹¹ dar – ein um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenes historiographisches Werk aus dem Benediktinerkloster Pegau, welches Wiprecht 1090 gegründet hatte.¹² Der erste Teil der Annalen mit einer Lebensbeschreibung Wiprechts trägt starke Züge einer im einzelnen Teilen stilisierten Stifterchronik.¹³ Wiprecht entstammte

demnach einer edelfreien Familie, die ursprünglich im Raum Stendal und Tangermünde in der Altmark begütert gewesen war.¹⁴ Wiprechts Mutter, eine Gräfin Sigena von Leinungen (Großleinungen bei Mansfeld) brachte als Heiratsgut u. a. die Burg Morungen nördlich von Sangerhausen, nach der Berta mitunter später benannt wurde¹⁵, in die Ehe ein. Nach dem Tod des Vaters wurde Wiprecht von Udo II. von Stade, Markgraf der Nordmark, erzogen. Um Wiprecht wegen seines unliebsamen Temperaments aus dem Umfeld seiner Stammlande zu entfernen, übereignete ihm Udo II. von Stade im Tausch gegen Eigengüter Wiprechts unter anderem den Burgward Groitzsch südwestlich von Leipzig, wodurch er erstmals in das Gebiet des heutigen Sachsens vordrang. Wiprecht engagierte sich seit dem Ende der 1170er Jahre auch zunehmend im Reichsdienst

¹¹ Editiert von Georg Heinrich Pertz, *Annales Pegavienses et Bosovienses*, in MGH SS 16, Hannover 1859, S. 232-270. Zur deutschen Übersetzung siehe Bünz, Wiprecht von Groitzsch und der hl. Jakobus, S. 62, Anm. 3.

¹² Zum Kloster Pegau vgl. etwa Vogtherr, Pegau, insbes. S. 1195-1199 sowie die nachfolgend angeführte Literatur.

¹³ Zu den Pegauer Annalen und ihrem Quellenwert für die Geschichte der Person Wiprechts liegt eine Vielzahl von Publikationen vor, wie überhaupt zu Leben, zum reichspolitischen, landesgeschichtlichen und religiösen bzw. kirchlichen Wirken dieses bemerkenswerten Mannes, die im schmalen Rahmen dieses Beitrags nicht erschöpfend genannt werden können. In einer Auswahl sei im Zusammenhang mit der Quellenkritik der *Annales Pegavienses* verwiesen auf Bünz, Wiprecht von Groitzsch, S. 62 f.; Vogtherr, Wiprecht von Groitzsch. Bemerkungen zur Figur des sozialen Aufsteigers im hohen Mittelalter, S. 157 f.; Ders., Wiprecht von Groitzsch und das Jakobspatrozinium des Klosters Pegau; Fenske, Adelsopposition, S. 256 f.; nicht unerwähnt bleiben dürfen zudem die Arbeiten von Hans Patze, Die Pegauer Annalen oder Ders., Adel und Stifterchronik. Weiterführende Literatur bieten die aufgeführten Titel.

¹⁴ Die anschließenden Ausführungen zur Biographie und Besitzgeschichte Wiprechts folgen generell Bünz, Wiprecht von Groitzsch, S. 63-68, 87-91; Fenske, Adelsopposition, S. 256-263; Petke, Kanzlei, S. 361-368.

¹⁵ So etwa erfolgte die Zubenennung in den Pegauer Annalen, Ann. Peg., S. 258, Z. 14.

als Parteigänger Heinrichs IV. im Rahmen der kriegerischen Ereignisse um den Investiturstreit und die sächsische Adelsopposition.¹⁶ Unter Heinrich V. wechselte er allerdings um 1112 schließlich die Seiten und unterstützte die sächsischen Fürsten. Nachdem er 1083 erfolgreich an dem Italienzug König Heinrichs teilgenommen hatte, wurde er von diesem mit den Burgwarden Leisnig und Colditz neben weiteren Gütern belohnt. Die Burgwarde, die etwa 10-20 und teilweise mehr Dörfer umfassen konnten (Groitzsch: 17)¹⁷, brachten einen erheblichen territorialen und herrschaftlichen Zuwachs. Im darauffolgenden Jahr vermählte er sich mit Judith, der Tochter des kurze Zeit später zum König erhobenen Wratislaw II. von Böhmen; die Ehe mit einer Königstochter bedeutete zusätzlichen sozialen Aufstieg und Statusgewinn für den Aufsteiger Wiprecht.¹⁸ 1110, nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, heiratete er die Witwe Kunos von Beichlingen (ein Sohn Ottos

von Northeim) Kunigunde aus dem Hause Weimar-Orlamünde – ebenfalls eine Heiratsverbindung von hoher sozialer Qualität, durch die er seinen Anschluss an die bedeutendsten hochadeligen Herrschaftsträger Ostsachsens bewies.¹⁹

Innerhalb von zehn Jahren schuf sich Wiprecht einen ausgedehnten Herrschaftskomplex zwischen Elster und Mulde, den er zu einer allodialen Grafschaft ausbaute und innerhalb dem er außerdem als Siedlungsunternehmer aktiv war.²⁰ Er hatte zu Anfang des 12. Jahrhunderts reichsfürstlichen Rang erreicht.²¹ Außer als Territorialherr wirkte er zudem als Klostergründer, indem er das erwähnte Benediktinerkloster Pegau fundierte, weiter förderte und sich dort 1124 beisetzen ließ.²²

Die vorangegangenen Ausführungen geben einen Eindruck von dem Umfeld und sozialen Dispositionen, in

¹⁶ Dazu ausführlicher Fenske, *Adelsopposition*, S. 258-262.

¹⁷ Vgl. Schlesinger, *Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter* Bd. 1, S. 148; zu Groitzsch Petke, *Kanzlei*, S. 364.

¹⁸ Vgl. etwa Vogtherr, *Wiprecht von Groitzsch als sozialer Aufsteiger*, S. 162, 168.

¹⁹ Zur Eheschließung mit Kunigunde von Beichlingen vgl. Fenske, *Adelsopposition*, S. 340-343; Wittmann, *Frühgeschichte*, S. 44, insbes. Anm. 97.

²⁰ Zu Wiprecht als Siedlungsunternehmer vgl. auch Hoyer, *Wiprecht von Groitzsch und der Beginn des Landesausbaus im Mulde-Elster-Gebiet*.

²¹ Zum Status Wiprechts vgl. etwa Fenske, *Adelsopposition*, S. 255-264; Vogtherr, *Wiprecht von Groitzsch als sozialer Aufsteiger*; Bünz, *Wiprecht von Groitzsch*, S. 87 f.

²² Zu Wiprechts Beziehung zu Pegau und seiner Grablege vgl. etwa Bünz, *Wiprecht von Groitzsch*, S. 80-87, 92 f.; Vogtherr, *Wiprecht von Groitzsch als sozialer Aufsteiger*, S. 163-166; Fenske, *Adelsopposition*, S. 266-269; weiterführend Vogtherr, *Wiprecht von Groitzsch und das Jakobspatroszinium*; Patze, *Adel und Stifterchronik*; Abbildungen der kunstvollen Grabtumba Wiprechts aus der ehemaligen Klosterkirche u. a. bei Thieme, *Wiprecht von Groitzsch*.

denen Bertha von Groitzsch hineingeboren wurde und aufgewachsen ist. Wann aber wurde Bertha geboren? Die Pegauer Annalen berichten zum Jahr 1090 von drei Kindern aus der Ehe Wiprechts und Judiths, den zwei Söhnen Wiprecht und Heinrich sowie der Tochter Bertha, woraus aber kein genauer Geburtszeitpunkt abgeleitet werden kann.²³ Trotz seines Status als designiertes Hauskloster der Groitzscher finden sich mit Ausnahme ihres Todesjahres²⁴ keine weiteren Nachrichten zum Leben Berthas in der Pegauer Geschichtsschreibung.²⁵ Andere Quellen, wie die eingangs erwähnten historiographischen Schriften wettinischer Prägung, berichten naturgemäß zumindest über Berthas Eheschließung mit Graf Dedo IV. von Wettin, Sohn Thiemos und Bruder des späteren Markgrafen von Meißen und der Ostmark Konrad, der die Markgrafenlinie des Hauses Wettin begründen würde.²⁶ Dedo selbst war ebenfalls am reichspolitischen Geschehen beteiligt,

besuchte Hoftage und Versammlungen der sächsischen Fürsten.²⁷ Daneben fungierte er als Vogt des Domstifts Naumburg.²⁸ Bertha und Dedo hatten eine gemeinsame Tochter Mathilde, die mit dem fränkischen Graf Rapoto von Abenberg vermählt wurde.²⁹

In der Ehe mit Dedo kam es zu einem bemerkenswerten Ereignis, von dem uns die *Chronica Montis Sereni* und die *Genealogia Wettinensis* berichten. Dedo hatte Bertha offenbar zu einem in den Quellen nicht näher benannten Zeitpunkt verstoßen (*repudiaverat*), denn zum Jahr 1124 ist von einer Wiederversöhnung die Rede, wonach Dedo Bertha „wieder bei sich aufnahm“ (*recepit*), bevor er noch im gleichen Jahr ins Heilige Land aufbrach.³⁰ Beide Autoren deuten an, dass das an Bertha begangene Unrecht Dedo zu einer Wallfahrt nach Jerusalem als Form der Buße veranlasst habe. Ob dies der Wahrheit entspricht, lässt sich nur schwer beurteilen, da es sich auch nur

23 Ann. Peg., S. 242, Z. 28, zum Jahr 1090.

24 Zum Todesjahr nach den Pegauer Annalen siehe Ann. Peg., S. 258, Z. 14.

25 Siehe dazu auch Pätzold, Wettiner, S. 283, Anm. 98.

26 Vgl. Pätzold, Wettiner, S. 150, 242, 282-284, 303, 314. Einen Überblick über die verwandtschaftlichen Verhältnisse vermitteln die Stammtafeln u. a. bei Pätzold, Wettiner, Anhang, Tafel 1; Winkel, Herrschaft und Memoria, S. 320.

27 Vgl. Pätzold, Wettiner, S. 28 f.; Fenske, Adelsopposition, S. 142-145, 347-351.

28 Pätzold, Wettiner, S. 113, allgemein zu den Wettinern als Domvögte im 11. und 12. Jh. vgl. S. 225-229.

29 Siehe dazu oben Anm. 26; sowie Petke, Kanzlei, S. 362 f., 368.

30 Vgl. Pätzold, Wettiner, S. 283 f., Anm. 101; S. 303; *Genealogia Wettinensis*, MGH SS 23, S. 228, Z. 15-17 sowie *Chronicon Montis Sereni*, MGH SS 23, S. 139, Z. 21-24. Siehe auch die deutsche Übersetzung der beiden Werke von Kirsch, *Chronik vom Petersberg* (*Chronica Montis Sereni*) nebst der *Genealogie der Wettiner* (*Genealogia Wettinensis*), S. 12, 234.

um einen Topos in der Darstellung der Autoren handeln könnte.³¹ Die Gründe für diesen Vorfall bleiben leider im Dunkeln. Da Dedo auf der Rückreise aus Palästina starb³², lebte Bertha nach einer vermutlich nur kurzen Ehe³³ bis zu ihrem Tod im Jahr 1144 im Witwenstand. Typischerweise thematisiert keine der erwähnten chronikalischen Quellen Berthas Leben als Witwe, was dem Fokus der geistlichen Autoren auf den männlichen Vertretern des Adelsgeschlechts der Wettiner entspricht.

Als 1135 Berthas Bruder Heinrich ohne Nachkommen starb, erlosch mit ihm das von Wiprecht in Groitzsch neu begründete Geschlecht im Mannesstamm und Bertha wurde Erbin von Teilen des Groitzscher Besitzes.³⁴ Wenig später übertrug sie die Grafschaft Groitzsch an ihren Neffen Dedo V. († 1190), dem jüngeren Sohn ihres Schwagers Konrads von Wettin, sodass dieser Besitz-

schwerpunkt in den Besitz der Wettiner überging.³⁵ Die erwähnten Schriften teilen als Begründung für diesen Schritt Berthas mit, sie habe Dedo wie einen eigenen Sohn aufgezogen. (quem ipsa loco filii enutri[v]erat = ernährte).³⁶ Mit dem Tod Berthas am 16. Mai 1144³⁷, wobei der Besitz über verschiedene Erbwege zum einen an die Wettiner und zum anderen an das Reich gelangte.³⁸

Im vorletzten Teil meines Beitrages komme ich nun zur Bedeutung Berthas von Groitzsch für die Zwickauer Stadtgeschichte. Diese wird dokumentiert in einer nicht mehr im Original überlieferten Urkunde, hier zu sehen als eine Abschrift des 16. Jahrhunderts in einem Kopialbuch des Zwickauer Stadtarchivs. Anlass der Urkunde, ausgestellt durch Bischof Dietrich I. von Naumburg am 01. Mai des Jahres 1118, in der ein „Territorium“ Zwickau erstmals schriftlich nachweisbar ist³⁹, bildet nicht die ei-

31 Pätzold, Wettiner, S. 303.

32 Ebd., S. 282 f., 303.

33 Der genaue Zeitpunkt der Eheschließung ist nicht bekannt.

34 Vgl. Thieme, Burggrafschaft Altenburg, S. 154, 156, Anm. 39; Petke, Kanzlei, S. 374.

35 Zum Übergang von Groitzsch neben der in voriger Anmerkung genannten Literatur insbes. Thieme, Burggrafschaft Altenburg, S. 156 f., Anm. 45; Pätzold, Wettiner, S. 150, 242, 284, 314.

36 Vgl. Pätzold, Wettiner, S. 314, insbes. Anm. 329; *Chronicon Montis Sereni*, S. 146, Z. 15-18; *Genealogia Wettinensis*, S. 229, Z. 5-7.

37 Pätzold, Wettiner, S. 126, Anm. 78; *Chronicon Montis Sereni*, S. 146, Z. 15-18; *Genealogia Wettinensis*, S. 229, Z. 5-7; Vogtherr, Pegau, S. 1213; Die Pegauer Annalen datieren den Tod Berthas auf das Jahr 1143, jedoch ohne genaues Tagesdatum, das dem Autor offenbar nicht bekannt war, siehe Anm. Peg., S. 258, Z. 14.

38 Petke, Kanzlei, S. 362 f., insbes. Anm. 22, S. 366 f.; Thieme, Burggrafschaft Altenburg, S. 154-159; Pätzold, Wettiner, S. 311.

39 Siehe oben Anm. 2.

gentliche Gründung einer Pfarrkirche St. Marien, sondern u. a. ihre Weihe, die der Bischof auf Bitten der Gräfin Bertha durchführte.⁴⁰ Daneben wurden jedoch außerdem wesentliche Punkte der Gründung wie das Dotationsgut und die rechtliche Zuordnung mitgeteilt.⁴¹ Demnach umfasste die Dotationssumme als wirtschaftliche Grundausrüstung der Kirche 2 Hufen Land (dies entspricht 2 Vollbauernstellen mit dazugehöriger bewirtschafteter Fläche) und den sogenannten böhmischen Zoll, der jährlich etwa 15 Pfund Silber einbrachte. Weiterhin zählten zu den Einkünften der Pfarrkirche der halbe Zehnt sowohl von dem bereits bebauten als auch von dem noch zu kultivierenden Land innerhalb des Pfarrsprengels, auf den der Bischof freiwillig verzichtet hatte, sowie der von Bertha verfügte Fisch- und Jagdzehnt – insgesamt eine reiche Ausstattung für eine Pfarrei.⁴²

Die Kirche samt Pfarrrechte wurde zusammen mit ihren Einkünften gemäß Berthas Wunsch an das neu

gegründete Benediktinerkloster Bosau bei Zeitz übereignet, d. h. inkorporiert.⁴³ Im Gegenzug verpflichtete sich das Kloster Bosau, die gottesdienstlichen Verpflichtungen im Pfarrbezirk auszuüben und für das Gebetsgedenken der Stifterin Bertha und der Naumburger Bischöfe zu sorgen. Für die Erfüllung beider Zwecke sollten 6 Mönche aus Bosau abgeordnet werden, die an der Pfarrkirche eine sogenannte Propstei errichten würden.⁴⁴ Diese Bestimmung stellt eine signifikante Parallele zu Wiprechts Gründung um 1105 in Lausick (heute Bad Lausick) dar, wo er – wie Bertha hier – nicht nur einen Vikar aus Pegau für die seelsorgerliche Betreuung der fränkischen Neusiedler in den umliegenden Dörfern vorsah, sondern ebenfalls ein Priorat bzw. eine Propstei als Niederlassung des Klosters Pegau.⁴⁵ Lausick wie nun Zwickau fungierten als zentrale Punkte für die Christianisierung oder religiöse Versorgung eines neu besiedelten bzw. noch zu besiedelnden Gebietes.

40 Urkundenbuch Zwickau, Nr. 1, S. 3 f., Notum sit omnibus Christi fidelibus, quod petente Berchta illustri comitissa in territorio eius Zcwickaw ecclesiam parochialem [...] consecravimus et Bussawie fratribus [...] assignavimus [...]. Zur Übertragung an das Kloster Bosau siehe unten.

41 Vgl. zu Folgendem auch Kahlheyß, Bürger von Zwickau, S. 49 f.; Bönhoff, Gauparochie, S. 64 f.

42 Zur Einschätzung des Dotationsgutes der Pfarrkirche siehe auch Keitel, Gründung, S. 57, der die verschiedenen Neugründungen von Pfarrkirchen in dieser Zeit für das Bistum Naumburg vergleichend untersucht hat.

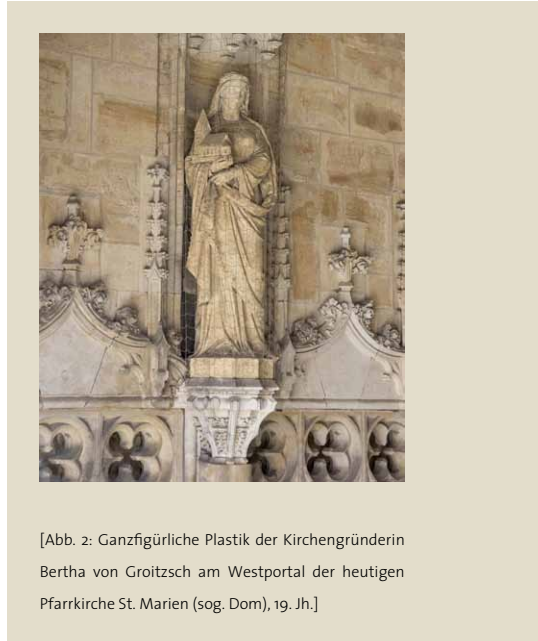
43 Siehe Anm. 40; Keitel, Gründung, S. 57 f.

44 Kahlheyß, Bürger von Zwickau, S. 49; Keitel, Gründung, S. 58; Bönhoff, Gauparochie, S. 64.

45 Vgl. Vogtherr, Pegau, S. 1198, 1211; Bünz, Wiprecht von Groitzsch, S. 91.

Entgegen früherer Annahmen vertritt die neuere Forschung auf der Grundlage von Leo Böhoffs Analyse der urkundlichen Überlieferung sowie archäologischen Untersuchungen den Ansatz, dass die 1118 urkundlich erwähnte Pfarrkirche nicht mit dem heutigen Dom St. Marien gleichzusetzen ist, sondern sich mit der später St. Moritz genannten Kirche im Dorf Osterweih vor den Mauern Zwickaus identifizieren lässt.⁴⁶ Der moderne Standort der Moritzkirche bis zu ihrem Abriss 1894 ist im Bereich der Nordvorstadt Zwickau zu lokalisieren.⁴⁷ Als Ablösung der alten Gaupfarrkirche wurde wohl in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts für die neu errichtete Rechtsstadt eine neue Stadtpfarrkirche mit dem gleichen Marienpatrozinium eingerichtet.⁴⁸

Eine weitere maßgebliche Bestimmung der Urkunde beinhaltet, dass sämtliche innerhalb des Pfarrsprengels



[Abb. 2: Ganzfigürliche Plastik der Kirchengründerin Bertha von Groitzsch am Westportal der heutigen Pfarrkirche St. Marien (sog. Dom), 19. Jh.]

künftig noch zu errichtende Kirchen rechtlich der Pfarrkirche St. Marien zu unterstehen hätten, also keine eigenen Pfarrrechte ausüben dürften.⁴⁹ Diese

46 Kahleyß, Bürger von Zwickau, S. 50. Leo Böhoff hat dies anhand der urkundlichen Quellen nachgewiesen, indem er das Dotationsgut der Kirche St. Marien von 1118 mit der späteren Marienkirche verglichen hat, siehe Böhoff, Gau Zwickau, S. 249. Diese Position stützen archäologische Ausgrabungen in Zwickau, die zu dem Ergebnis kamen, dass die gefundene Keramik aus dem Bereich der Moritzkirche bereits aus dem ausgehenden 11. und frühen 12. Jahrhundert stammt, während sich die Keramik aus dem gesamten ummauerten Raum Zwickaus erst auf die Zeit ab Mitte des 12. Jahrhunderts datieren lässt; dazu Kahlheyß, Bürger, S. 53 sowie Teichert, Entstehung der Stadt Zwickau im Spiegel jüngster Ausgrabungsergebnisse, S. 130, 132 f.; vgl. auch die verschiedentlich publizierten Kartierungen, z. B. Urkundenbuch Zwickau, S. 351.

47 Kahleyß, Bürger von Zwickau, S. 53.

48 Vgl. zur Diskussion um den Zeitpunkt der Entstehung der heutigen Marienkirche Kahlheyß, Bürger von Zwickau, S. 50-55.

49 Urkundenbuch Zwickau, Nr. 1, S. 3 f. ... [ut] ecclesie in posterum infra prefatos limites construende parochie cum omni iure subiaceant [...]; Böhoff, Gauparochie, S. 65; Keitel, Gründung, S. 58.

Festlegung gewinnt an Bedeutung, wenn man sich verdeutlicht, welche Größe man dem Pfarrbezirk der neuen Kirche zuwies. Im Unterschied zu anderen Pfarreigründungen wurden hier keine zugehörigen Dörfer benannt, sondern lediglich Grenzpunkte. Anhand der in der Urkunde genannten Grenzpunkte wurde verschiedentlich eine Rekonstruktion des Pfarreisprengels der Altpfarrei St. Marien versucht.⁵⁰ Der Pfarrbezirk erstreckte sich in groben Zügen über ein Gebiet, das im Süden die Gegend um Kirchberg und Aue umfasste, im Norden von Glauchau begrenzt wurde, im Westen von der Pleiße und schließlich im Osten durch den Mülsenbach.⁵¹ Die Größe dieses Bezirkes deckte sich mit dem Gau Zwickau, wie mehrere zeitlich nachfolgende Urkunden belegen, da dort dann von den Zehntabgaben des pagus, also des Gaus, die Rede ist.⁵² Es handelte sich also um ein sehr weiträumiges Gebiet, in dem weite Teile des Landes abseits der Muldenufer, wo bereits Ansiedlungen bestanden, noch von Wald bedeckt

waren.⁵³ Damit kann die von Bertha gegründete Marienkirche als Altpfarrei in einem Gebiet gelten, in dem sonst noch keine Pfarrkirchen existierten, die für die kirchliche Versorgung und religiöse Unterweisung der Bevölkerung zuständig waren.⁵⁴ In jedem Fall gehörte die Gegend um Zwickau 1118 noch keiner anderen Pfarrei an, vielmehr bildete Zwickau 1118 die südlichste Kirchengründung im Bistum Naumburg, im noch südlicheren Plauen wurde erst 1122 eine Pfarrkirche gegründet.⁵⁵

Vor diesem Hintergrund deutet sich in der Urkunde die Vision eines Unternehmens Berthas in Zusammenarbeit mit dem Naumburger Bischof an, das auf die Bedürfnisse der beginnenden Siedlungszeit in jenem Gebiet ausgerichtet war. Die kirchliche Unterordnung neuer, noch zu gründender Kirchen im Gausprengel Zwickau unter die Marienkirche zeigt an, dass die Beteiligten und damit auch Bertha die Rodung und Erschließung mit anschließender Aufsie-

50 Detailfragen zur Grenzziehung können hier nicht diskutiert werden, siehe dafür Hengst, Urkunde, S. 2 f.; die ausführliche Betrachtung unter dem Aspekt der damaligen Verkehrslinien mit teilweise abweichenden Ergebnissen von Fanghänel, Die Stiftungsurkunde der Marienkirche zu Zwickau von 1118, insbes. Tafel 1, S. 37; sowie Bönhoff, Gauparochie, S. 67-70; uneinheitliche Meinungen herrschen vor allem hinsichtlich der Nordgrenze des Pfarrsprengels.

51 Vgl. die Zusammenfassung bei Kahlheyß, Bürger von Zwickau, S. 50.

52 So nachgewiesen von Bönhoff, Gauparochie, S. 65 f., insbes. die Anmerkungen auf S. 65.

53 Vgl. u. a. Hengst, Urkunde, S. 3 f.

54 Vgl. dazu und zu Folgendem Schlesinger, Kirchengeschichte, S. 185-187; Keitel, Gründung, S. 56, 58.

55 Anschaulich zeigt dies die Faltkarte bei Schlesinger, Kirchengeschichte Bd.1. Zu Plauen siehe etwa jüngst Bünz, Bamberg-Regensburg-Naumburg, S. 498 ff.; Keitel, Gründung, S. 58 f.; Schlesinger, Kirchengeschichte, S. 187 f.

delung des Westerzgebirges und seines Vorlandes als zukünftige Perspektive wahrnahmen.⁵⁶

Die Stiftung der Marienkirche im Raum Zwickau war zwar Berthas bedeutsamster Beitrag zum Aufbau kirchlicher Strukturen und damit zur Förderung des Landesausbaus in Sachsen, jedoch nicht ihr einziger. Wohl um 1140 stiftete sie auf Besitz der Grafschaft Groitzsch eine Propstei in Schkölen, 16 Kilometer südlich von Naumburg gelegen.⁵⁷ Zur Propstei, die dem Kloster Pegau – der Gründung ihres Vaters Wiprecht – unterstellt wurde, gehörte ebenfalls eine der Jungfrau Maria gewidmete Kirche.

Am Schluss dieses Beitrages soll noch einmal an die Eingangsworte angeknüpft werden. Es wurde gezeigt, wie wenig wir tatsächlich jenseits von genealogischen Beziehungen über das Leben und Wirken von Frauen des Hochmittelalters wissen. Nichtsdestotrotz muss man sich verdeutlichen, dass gerade wegen der Bedingungen der historischen Überlieferung Fälle wie Bertha von Groitzsch, die als Stifterinnen in unserem Raum aktiv geworden sind, nur in kleiner Zahl nachvollziehbar sind. Viele bleiben gänzlich im Dunkeln. Daher handelt es sich um einen glücklichen Umstand, dass die Urkunde aus



dem Jahr 1118 abschriftlich erhalten geblieben ist und diesen Aspekt aus dem Leben Berthas bewahrt hat.

Angie-Sophia Richter

⁵⁶ Die Ausführungen dieses Absatzes in Anlehnung an Schlesinger, Kirchengeschichte, S. 185 f.

⁵⁷ Vgl. Vogther, Pegau, S. 1213; Löbe, Gräfin Bertha von Groitzsch, S. 35 f.



Friederike Caroline Neuber

Eine ebenso ungewöhnliche wie kühne Frau bereitet dem deutschen Theater den Weg

In der Nacht vom 8. zum 9. März 1697 nimmt die Lebensgeschichte einer geschäftstüchtigen, überaus taffen Frau ihren Anfang. Friederike Caroline Weißenborn erblickt um Mitternacht in Reichenbach/i. Vogtl. das Licht der Welt. Als Kind des Gerichtsdirektors Daniel Weißenborn und seiner Ehefrau Anna Rosina, geb. Wilhelmin, wird das Mädchen am folgenden Tag in der Peter-Paul-Kirche, nur wenige Schritte vom Geburtshaus (heute: Johannisplatz 3) entfernt, getauft. Das Geburtshaus gehört dem Erb- und Lehnsherrn Adam Friedrich von Metzsch, dem Dienstherren Wei-

ßenborns. In den fünf Reichenbacher Jahren erlebt Friederike keine unbeschwerte Kindheit, der Vater gilt als gewalttätig und jähzornig. Nur die Mutter verwöhnt sie mit Zuneigung und Fürsorge. Die Brutalität des Vaters gegenüber der geliebten Mutter muss sich verstörend angefühlt haben. 1702 zieht die Familie nach Zwickau, wo der Vater vom Bruder Dr. Friedrich Weißenborn ein stattliches Patrizierhaus erbt (heutige Lage: Innere Schneeberger Straße; nahe Studentenwohnheim). Die Weißenborns genießen hohes Ansehen. Der Großvater bringt es als Kürschner und als Gastwirt zu

einem beachtlichen Vermögen.¹ Als Caroline acht Jahre alt ist, verstirbt die Mutter. Die gebildete Frau hat Friederike Lesen, Schreiben und Französisch gelehrt. Der Vater führt die Bildung seiner Tochter zwar fort, aber für das Mädchen bedeutet der Tod der Mutter einen großen Verlust. Überdies richtet sich der Groll des Wüterichs nun gegen das Kind. Zeitlebens trägt sie eine Narbe im Gesicht, die von den Gewaltexzessen des Vaters zeugt.

Daniel Weißenborn erkrankt an Rheuma, was ihn noch unleidlicher werden lässt. Zur Entlastung stellt er den Studiosus Juris Gottfried Zorn als Assistenten ein. Die Vierzehnjährige verliebt sich in den 25-Jährigen. Der Vater



[Abb. 1: Wohn- und Geburtshaus von Friederike Caroline Neuber in Reichenbach/i. Vogtland; heute Neuberin-Museum, unter: <https://www.reichenbach-vogtland.de/kultur-freizeit/museen-sammlungen/neuberin-museum/> (7.1.2018)]



[Abb. 2: Wohnhaus der Familie Weißenborn, Oberer Steinweg, Innere Schneeberger Straße, Neuberin-Museum Reichenbach]

fährt erbozt dazwischen. Er hegt andere Heiratspläne für die Tochter, deren Eigenwilligkeit erwacht: Aus Verzweiflung springt sie aus dem ersten Stockwerk. Kurz darauf flieht sie zum ersten Mal: mit Gottfried Zorn. Die Flucht führt das Paar über Lichtentanne nach Greiz, wo Friederike in der Not beim Barbier ihr langes Haar verkauft: für zwei Taler im Geldbeutel. Auf dem Weg nach Reichenbach nehmen sie eine Woche Logis im Gasthof „Kalter Frosch“. Wieder unterwegs gewährt ihre ehemalige Kindermagd in Reichenbach im März 1712 Unterschlupf, bevor sie die Flucht nach Zwönitz, wo Zorns Schwester lebt, fortsetzen. Inzwischen bebt der Vater vor Wut, denn die Blamage ist gewaltig. Deshalb lässt er nach dem Studenten, der seine Tochter entführt und geschwängert habe,

¹ Vgl. Herzog, Emil Caroline Neuber, im Zwickauer Wochenblatt 60 (1862) 85, 13. Oktober 1862, S. 486, Stadtarchiv Zwickau.

fahnden. Die Polizei rückt aus und verhaftet die Ausreißerin samt ihren Liebsten. Friederike nimmt alle Schuld auf sich, von Entführung könne keine Rede sein, sie habe ihn zur Flucht gedrängt. Beide sitzen fortan in der Ratsfronfeste (nicht mehr vorhandenes Gebäude gegenüber dem heutigen Puppentheater). Die Haftzeit inmitten der feuchten, kalten Mauern, auf Stroh und mit magerer Kost dauert 13 Monate. Friederike, sie ist sich keiner Schuld bewusst, verlangt mutig, in der am Tag beheizten Gerichtsstube schlafen zu dürfen – zumal ihr die Ratten und Mäuse über die Beine laufen. An das Zwickauer Stadtgericht schreibt sie am 25. November 1712: „Nachdem aber verhoffentlich den wohlloblichen Herren Stadtgerichten aus der abgehörten Zeugenaussage einigermaßen wissen, wie grausam obgedachter mein Hr. Vater auch aus der allgeringsten Ursache mir in meiner zartesten Jugend mitgespielt, [...], daß ich ins Künftige gegenwärtiges meines Arrests halber [...] bey ihm noch weit heftigeren Sävitien als zuvor unterworfen und in steter Lebensgefahr seyn müssen“.² Doch sie muss für zwei Jahre in das Vaterhaus zurückkehren. Zorn folgt seiner Strafversetzung nach Reichenbach. Die Liebe fand ohnehin

ein jähes Ende, Gottfried hat ihr seine Ehe verschwiegen.³

1715 gastiert die Schauspieltruppe Christian Spiegelbergs im Zwickauer Gewandhaus. Friederike Caroline wird unter den Zuschauern gestanden haben – gleichermaßen entzückt und entflammt. Sie übt sich bereits einige Zeit im Reimen. Sie lernt den Bauernsohn und Lateinschüler Johann Neuber aus Reinsdorf kennen. Seine Eltern versterben früh. Damit platzt sein Traum vom Jurastudium in Leipzig. Johann teilt Friederikes Begeisterung für die Schauspielkunst. Die beiden finden zueinander. Mit ihm und Johann Gottlieb Förster, ebenfalls Lateinschüler, flieht 1716 Caroline abermals – diesmal ohne zurückzukehren.⁴

Einer jungen Frau in ihrer Situation bieten sich in diesen Zeiten kaum Optionen: Ein Klosterleben kommt nicht in Frage, dagegen fasziniert sie das Schauspiel seit langem. Das Paar schließt sich in Weißenfels der hoch geschätzten Komödiantengesellschaft Spiegelbergs an. Friederike findet in der bunten Truppe rasch ihren Platz: Sie besticht Publikum wie Komödianten durch Impulsivität und Leidenschaft ebenso wie durch

² Herzog, Emil Caroline Neuber betr., im Zwickauer Wochenblatt 60, 215, am 17.9.1862, S. 1295, Stadtarchiv Zwickau.

³ Vgl. Neuberin-Museum Reichenbach, Oktober 2017.

⁴ Vgl. Kümmel, Peter „Kulturgeschichte Mit Wut und Mut“, unter <http://www.zeit.de/2010/48/Theater-Neuberin> (15.12.2017).

schauspielerisches Können. Fast ein Jahrzehnt Wanderjahre waren eine harte und erfahrungsreiche Lehrzeit der späteren Prinzipalin. Die umherziehenden Theatertruppen wurden von den Zeitgenossen eher gering-schätzig behandelt, aber sie brachten vergnügliche Abwechslung im Alltagsleben.

1718 heiraten Johann und Friederike Caroline in Braunschweig, wo sie mit den „Königl. Großbritannischen und Churfürstl. Braunsch.-Lüneburgischen Hof-Comödianten“⁵ des (Johann) Christian Spiegelberg gastieren. Ihr Trauzeuge in der Stiftskirche St. Blasii ist der Herzog Ludwig Rudolph. In dieser Zeit wechseln die jungvermählten Neubers zu den privilegierten „Königl. Polnischen und Churfürstl. Sächsischen Hof-Comödianten“⁶ unter Johann Caspar Haackes. Friederike reist im März 1722 ein letztes Mal nach Zwickau, um die Nachlassangelegenheiten ihres Vaters zu regeln.

Im gleichen Jahr stirbt der Prinzipal Haacke. Zunächst führt seine Witwe gemeinsam mit ihren Kindern die Geschäfte als „Haackens Erben“ fort.⁷ Nach deren Tod führt das Ehepaar Neuber die in Schwierigkeiten geratene Haacksche Schauspieltruppe weiter. Endlich erhalten sie vom Dresdner Oberhofmarschallamt am 8. August 1727 das Privileg als „Churfürstl. Sächs. und Kgl. Poln. Hofkomödianten“ aufzutreten.⁸ Johann erledigt das Kaufmännische und tritt als gesetzlicher Inhaber auf. Einer Frau ist das verwehrt.

Das finanzielle Risiko ist enorm, denn der Prinzipal trägt gewaltige Kosten: für Bühne, Gebühren, Kerzen, Kostüme, Requisiten, Theaterzettel und nicht zuletzt für die Komödianten. Um Zuschauer anzulocken und den Betrieb am Laufen zu halten, spielt das Ensemble neben den gereimten Tragödien auch Burlesken und volkstümliche Stücke.⁹ Im gleichen Jahr erhält die Neuberin die Erlaubnis, eine feste Spielstätte während der Leipziger

5 Rudin, Bärbel/Marion Schulz (Hrsg.) Friederike Caroline Neuber. Das Lebenswerk der Bühnenreformatrin. Poetische Urkunden, 1. Teil, Reichenbach 1997, S. 12.

6 Rudin, Bärbel/Marion Schulz (Hrsg.) Friederike Caroline Neuber. Das Lebenswerk der Bühnenreformatrin. Poetische Urkunden, 1. Teil, Reichenbach 1997, S. 12.

7 Vgl. Rudin, Bärbel/Marion Schulz (Hrsg.) Friederike Caroline Neuber. Das Lebenswerk der Bühnenreformatrin. Poetische Urkunden, 1. Teil, Reichenbach 1997, S. 13.

8 Vgl. Rudin, Bärbel/Marion Schulz (Hrsg.) Friederike Caroline Neuber. Das Lebenswerk der Bühnenreformatrin. Poetische Urkunden, 1. Teil, Reichenbach 1997, S. 13.

9 Vgl. Denn sie ist nichts als eine Komödiantin, unter http://www.dieterwunderlich.de/Friederike_Neuber.htm Friederike Caroline Neuber (14.1.2018).

Messen zu unterhalten: über den Fleischerbänken am Brühl.¹⁰

Friederike führt die künstlerische Aufsicht und ist die unbestrittene Prinzipalin. Ihr Ruf ist makellos. Die Schauspieler verehren die junge Frau. Sie versteht es mit gütiger Strenge, die bunte Truppe auf ordentliche Lebenspfade zu leiten, sie zahlt Gehälter und verbessert so den öffentlichen Ruf der Komödianten. Hierbei erweisen sich die bürgerliche Herkunft wie auch ihre Bildung als vorteilhaft.

Das Volk strömt zu den Aufführungen der Schauspieltruppen – das Possenspiel verspricht Abwechslung im tristen Alltag. Zahlreiche Wanderbühnen bieten reißerische Possen, oft frei italienischen oder französischen Stücken entlehnt, aber von der französischen Tragödie ist das deutsche Schauspiel weit entfernt. Der Hanswurst oder Harlekin, Hauptattraktion, ist immer dabei; oft münden die Aufführungen im Chaos und Klamauk.¹¹ Die Neuberin vermisst die inhaltsreichen Theaterstücke. Bislang erleben die Bürger ein wirres Bühnenspektakel; ohne eigenen Stil. Nicht nur das soll sich unter der Neuberin ändern, sondern auch die Wertschätzung des Schauspielers

standes steigt. Zudem sorgt die selbstsichere wie geschäftstüchtige Frau dafür, dass ihre Leute in würdiger Umgebung untergebracht sind.

Nun, als Prinzipalin, entscheidet sie, was auf die Bühne kommt. Johann Christoph Gottsched sieht sie 1724 spielen. Er und seine Frau liefern der Neuberin-Truppe einige Übersetzungen aus dem Französischen. Zwischen dem Dichter und der Schauspielerin beginnt eine fruchtbringende Zusammenarbeit. Die Leidenschaft für das Schauspiel und die Verachtung für die Possenreißerei verbindet. Sie erkennen das Potential der Bühne als Erziehungsstätte, aber sie wissen auch um den schlechten Geschmack des Publikums. Beide verabscheuen das Derbe und Verkommene im volkstümlichen Stegreifspiel. Vielmehr soll das deutsche Theater, im Geiste der Aufklärung, als moralisch-sittliche Anstalt wirken. In der Einheit von Dichtung und Bühne gelangen wahre Theaterstücke in deutscher Sprache zur Aufführung. Um 1730 haben sie etwa acht regelmäßige Stücke (mit festgelegtem Dialog) in ihrem Spielplan. Sie arbeiten stetig an einem neuen Repertoire und bereiten damit die reformerische Umgestaltung ihres Theaters vor.

¹⁰ Vgl. unbekannter Autor Friederike Caroline Neuber, unter <https://zwickautopia.wordpress.com/2016/09/30/theaterreformin-friederike-caroline-neuber-von-zwickau-auf-die-buehnen-europas/> (13.1.2018).

¹¹ Vgl. Kümmel, Peter Kulturgeschichte Mit Wut und Mut, unter <http://www.zeit.de/2010/48/Theater-Neuberin> (15.12.2017).

Friederike betreibt emsig Werbung für ihr Unternehmen, sie verfasst Vorspiele, wie „Die von der Weisheit wider die Unwissenheit beschützte Schauspielkunst“¹², in denen die Schauspielkunst am Ende gegen alle niederen Kräfte siegt. Und, das ist neu, sie lässt die Aufführungen der Tragödien musikalisch begleiten.

Der Schauspielbetrieb ist eine Männerdomäne und stellt die Neuberin vor beträchtliche Hürden. Stolz und mit eisernem Willen kämpft sie um ihr Bestehen und um die Zuschauer. Sie bleibt zeitlebens von Mäzenen abhängig. Doch die Unterstützung währt aufgrund des Dahinscheidens ihrer Gönner nie lang. 1733 verstirbt August der Starke. Die angeordnete Trauerzeit zieht ein monatelanges Spielverbot nach sich. Die Neubersche Truppe geht auf Tour. Als sie im Jahr darauf zur Herbstmesse wieder in Leipzig erscheint, erhält ihr ärgster Rivale, der Hanswurst-Darsteller Joseph Ferdinand Müller, das Sächsi-

sche Hofkomödianten-Privileg.¹³ Das kurfürstliche Theaterprivileg war begehrt, denn Leipzig bot mit den drei Messen jährlich – und dem Recht, acht Tage davor und acht Tage danach frei zu spielen – ein attraktives Geschäft und es garantierte Prestige.¹⁴ Nach langem Hin und Her, Eingaben und Protestschreiben an die Stadt und den Hof in Dresden darf die Neubersche Truppe am 20. Mai 1734 die Bude über den Fleischbänken wieder bespielen. Dann das Fiasko: Johann Neuber und Joseph Ferdinand Müller müssen einen Vergleich schließen: Für die Dauer der Ostermesse darf Prinzipal Neuber das Fleischhaus nutzen, aber zugleich verpflichtet er sich, nach der Spielzeit das Feld zu räumen.¹⁵ Die Neuberin ist entsetzt und reagiert prompt mit dem Stück „Das deutsche Vorspiel“, das schon 1734 gedruckt wird. Sie selbst spielt mit.¹⁶ Im Vorspiel heißt es: „Lieber Leser. Hier hast du was zu lesen. Nicht etwa von einem großen gelehrten Manne; nein! nur von einer Frau, deren Namen du außen wirst

12 Vgl. Kümmel, Peter Kulturgeschichte Mit Wut und Mut, unter <http://www.zeit.de/2010/48/Theater-Neuberin> (15.12.2017).

13 Vgl. Pfister, Eva Reformerin des Theaters. Vor 250 Jahren starb die Schauspielerin Friederike Caroline Neuber, unter http://www.deutschlandfunkkultur.de/reformerin-des-theaters.932.de.html?dram :article_id=131005 (14.1.2018).

14 Vgl. Rudin, Bärbel/Marion Schulz (Hrsg.) Friederike Caroline Neuber. Das Lebenswerk der Bühnenreformatrin. Poetische Urkunden, 1. Teil, Reichenbach 1997, S. 35.

15 Vgl. Rudin, Bärbel/Marion Schulz (Hrsg.) Friederike Caroline Neuber. Das Lebenswerk der Bühnenreformatrin. Poetische Urkunden, 1. Teil, Reichenbach 1997, S. 41.

16 Vgl. unbekannter Autor Denn sie ist nichts als eine Komödiantin, unter http://www.dieterwunderlich.de/Friederike_Neuber.htm (14.1.2018).

gefunden haben, und deren Stand du unter den geringsten Leuten suchen musst: Denn sie ist nichts als eine Komödiantin; von Geburt eine Deutsche. Sie kann nichts, als von ihrer Kunst Rechenschaft abgeben.“¹⁷ Es hilft alles nichts. Am Schluss geht das Spielprivileg an Prinzipal Müller.

Zum Glück besitzt sie das „Hochfürstlich Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel’sche Privilegium“. Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig holt sie nach Lübeck und öffnet ihr das herzogliche Opernhaus. Doch 1735 verstirbt der Herzog, sie muss weiterziehen: nach Frankfurt, nach Straßburg.

1737 ist sie wieder in Leipzig und spielt in ihrer eigenen Theaterbude vor dem Grimmaischen Tor – mit diesem Holzbau schafft sie sozusagen das erste stehende bürgerliche Theater.¹⁸ In der Posse „Der alte und der neue Geschmack“ verjagt sie den Hanswurst von der Bühne. „Halt, halt, Herr Hanswurst, dein Wurstel-Treiben soll nicht mehr am Theater bleiben, hiermit

zerbrech ich Stab und Wort, verbanne Dich von diesem Ort!“¹⁹ In Gestalt einer Strohpuppe, so die Legende, geht der Hanswurst in Flammen auf.²⁰ Mit diesem Spektakel rächt sie sich überdies an ihrem alten Rivalen Müller, dem allseits bekannten Hanswurst-Darsteller.

Die Neuberin führt ein anstrengendes Leben: Bis 1740 gastiert ihre Komödiantengesellschaft u. a. in Blankenburg, Braunschweig, Frankfurt/a. M., Hannover, Kiel und Nürnberg. Sie spielt in Altenburg, Freiberg, Gotha, Hubertusburg, Lübeck, Lüneburg, Merseburg, Metz, Salzdahlum, Straßburg und Wittenberg.²¹

1740 verhängt der Hamburger Magistrat ein Auftrittsverbot. Enttäuscht vom kunstunverständigen Publikum ruft sie diesem zu: „Hier hält mich wenig Gunst und kein Verdienst zurück, / darum gönnet wenigstens Euch und mir dies Glück, / dass Ihr uns nicht mehr seht. / Denn von der Schauspielkunst habt ihr sehr wenig Licht,

17 Unbekannter Autor Denn sie ist nichts als eine Komödiantin, unter http://www.dieterwunderlich.de/Friederike_Neuber.htm Friederike Caroline Neuber (14.1.2018).

18 Vgl. Neuberin-Museum Reichenbach, Oktober 2017.

19 Friederike Caroline Neuber, in Pfister, Eva Reformerin des Theaters. Vor 250 Jahren starb die Schauspielerin Friederike Caroline Neuber, unter <http://www.deutschlandfunkkultur.de/reformerin-des-theaters.932.de.html> (14.1.2018).

20 Vgl. unbekannter Autor Die Frau, die den Hanswurst aus dem Theater verbannte, unter <https://www.mdr.de/zeitreise/weitere-epochen/neuzeit/wer-war-caroline-neuber100.html> (11.1.2018).

21 Vgl. unbekannter Autor Friederike Caroline Neuber, unter https://www.deutsche-biographie.de/artikelNDB_pnd118738577.html (14.1.2018).

/ weil's Euch an Zärtlichkeit, Natur und Kunst gebricht.“²²

Im gleichen Jahr ruft die russische Zarin Anna die Neuberin an den Petersburger Hof. Als die Zarin wenig später stirbt, kehrt die Neuberin 1741 nach Leipzig zurück. Probleme kündigen sich an: Die Konkurrenz um die Bühnen in Leipzig hat zugenommen. Inzwischen liegt sie mit Gottsched in heftigem Streit: Er liefert für sie schon lange keine spielbaren Stücke. Hinzu kommt, dass sie die Übertragung der „Alzire“ von Madame Gottsched zurück weist, da sie bereits mit der von Peter Stüvens Voltaire-Übersetzung „Alzire oder die Amerikaner“ in Hamburg Erfolg hatte. Diplomatie liegt ihr nicht. Obendrein: Gottsched gibt „Die Deutsche Schaubühne“ heraus – mit Theaterstücken, die nun für jeden zugänglich sind. Davon profitiert ihr Konkurrent Schönemann. Öffentlich, im Vorspiel zu „Nacht mit Blendlaterne und Fledermausflügeln“, überzieht sie, die Theaterprinzipalin, Gottsched, den Theatertheoretiker, mit Spott und Häme.²³

Zwar unterstützt der feingeistige Minister Heinrich von Brühl in dieser Zeit ihr Theaterunternehmen in Leipzig, aber ihrer fortschrittlichen Schaubühne scheint kein Glück beschieden. Das

Publikum lässt sich warten, der Schuldenberg wächst. Intrigen und die Konkurrenz Schönemanns beschleunigen den Niedergang – 1743 muss sie ihre Theatertruppe auflösen.

Kämpferisch kehrt die Neuberin 1748 mit einer neuen Schauspieltruppe zurück und wendet sich dem bürgerlichen Drama zu. Es gelingt ihr, einen großen Saal in der bekannten Gastwirtschaft „Zotens Hof“ in der Nicolaistraße (gegenüber der Nicolai-Kirche) zu pachten und ihr Theater darin aufzubauen und zu spielen. Sie bringt Stücke von Christian Fürchtegott Gellert auf die Bühne. Der junge Gottfried Ephraim Lessing übernimmt mit seinem Studienfreund Christian Felix Weiße für sie schon eine Weile die Übersetzungen und Dichtungen. 1748 führt die Neuberin Lessings Lustspiel „Der junge Gelehrte“ urauf. In seiner Schrift „Hamburgische Dramaturgie“ (1769) preist er sie später als Protagonistin des Theaters.

Allen Mühen zum Trotz, dem neuen Konkurrenten vor Ort, Heinrich Gottfried Koch, den Intrigen und Verleumdungen in Leipzig hält sie nicht stand. Die Zuschauer bleiben aus. Notgedrungen löst sie 1750 ihre Truppe auf. Ein unstetes Wanderleben in Armut

²² Kissler, Alexander Viel mehr als eine Komödiantin, unter <https://www.cicero.de/kultur/kommentar-viel-mehr-als-eine-komoediantin> (14.1.2018).

²³ Vgl. Kümmel, Peter Kulturgeschichte Mit Wut und Mut, unter <http://www.zeit.de/> (15.12.2017).

schließt sich an. 1753 weilt sie in Wien und inszeniert mehrere Stücke am Kärrntnertor-Theater. Sie führt Stücke auf, die gute Einnahmen bringen; aber auch Stücke wie die ‚Iphigenia‘, die in Wien keine Neuheit sind, und so verbleiben der Truppe nur schmale Einnahmen (183 Gulden). Im Oktober führt sie zum Namenstag der Kaiserin ihr Lustspiel „Die Herbstfreude“ auf, das sensationelle Einnahmen (506 Gulden) und sogar zwei Wiederholungen einbringt. Ihr Lustspiel wird als Einzelpublikation 1753 gedruckt. In Wien sollen die Farcen im Stil von Gottfried Prehauser und die extemporierten Leopoldel-Komödien des Joseph Karl Huber das Publikum noch lange begeistern und einnehmen.²⁴

Unverzagt bemüht sich die Theaterprinzipsalin 1756 von Dresden aus um die Leitung des Weimarer Theaters. Doch der Siebenjährige Krieg durchkreuzt alle Pläne. Mit ihrem Mann, der treuen Seele, findet sie in Dresden Aufnahme bei Dr. Löber, Leibarzt von August III.

1759 verstirbt Johann. Als der Krieg im Folgejahr Dresden erreicht und das Haus ihrer Wohltäter vor Zerstörung

durch die preußischen Truppen in Gefahr ist, folgt Friederike den Löbers nach Laubegast. Sie stirbt am 29. November 1760, verarmt und einsam, mit 63 Jahren. Der Arbeiter Georg Möhle, der ihr zuletzt Obdach gewährt, zimmert den Sarg und sorgt für ihr heimliches Begräbnis an der Friedhofsmauer. Die Kirche verweigert dem Schauspielervolk die Ruhe innerhalb der Friedhofsmauern. In Laubegast erinnert seit 1776 ein Gedenkstein an Friederike Caroline Neuber. Erst 1852 wird dieser außergewöhnlichen Frau ein Grabstein gesetzt.²⁵ Johann Wolfgang von Goethe setzt der Neuberin als „Madame de Retti“ im Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1795/96) ein Denkmal.²⁶ Diese Frau bricht aus ihrer Zeit aus – sie ist ihrer Zeit voraus. Gleichwohl, ihre Reformen bringen das bürgerliche deutsche Theater auf den Weg.

Dorit Seichter, Ann-Sophie Völz

²⁴ Vgl. Schulz, Marion Neuberin-Museum Reichenbach.

²⁵ Vgl. unbekannter Autor Die Frau, die den Hanswurst aus dem Theater verbannte, unter <https://www.mdr.de/zeitreise/weitere-epochen/neuzeit/wer-war-caroline-neuber100.html> (11.1.2018).

²⁶ Vgl. Friederike Caroline Neuber, unter <https://zwickautopia.wordpress.com/2016/09/30/theaterreformerin-friederike-caroline-neuber-von-zwickau-auf-die-buehnen-europas/> (13.1.2018).



[Abb. 3: Porträt Friedrike Caroline Neuber, Ölgemälde von Walter Krauss, 1949, Neuberin-Museum Reichenbach]



Zwischen Hofidyll und Kohlekapitalismus – Isolde von Arnim (1821–1880)

Abschied und Erinnerung

Am 28. Oktober 1880 wurde die drei Tage vorher verstorbene Isolde von Arnim im Arnim'schen Familiengrab auf dem Planitzer Friedhof bestattet. Dabei wurden bei der Totenfeier alle symbolischen Register gezogen, um die Verstorbene zu ehren: Die Pfarrer der Arnim'schen Patronatskirchen in Planitz und Cainsdorf, die Isolde von Arnim selbst bestimmt hatte, leiteten die kirchlichen Zeremonien. Alle 600 Bergleute der Arnim'schen

Werke – eingekleidet in ihren Paradekostümen – bildeten mit den restlichen Angestellten ein geschlossenes Trauerspalier vom Schlosshof bis zu ihrem Grab. Dabei trugen sie das Banner „Der Knappen treueste Freundin“ vor sich her. Gleichfalls vor Ort hatten sich alle Planitzer Honoratioren, wie die Lehrer, der Gemeinderat und die Beamten, eingefunden, neben vielen weiteren Planitzern. Von außerhalb kamen die hohen sächsischen Bergbaubeamten sowie die Eliten der Region.¹

¹ Vgl. Zwickauer Tageblatt (1880), Nr. 254, vom 30.10.1880, S. 2308.

Bei der Frau, von der sie Abschied nahmen, handelte es sich um eine Person, die über Jahrzehnte hinweg den späteren Zwickauer Stadtteil Planitz und das Umland in den verschiedensten Funktionen bis heute geprägt hat.

In dieser Arbeit werden das Leben und die Taten von Isolde von Arnim nachgezeichnet. Es wird dabei gefragt, was für Prägungen sie erfahren hat und wie daraus konkrete Handlungen entstanden sind. Hierbei ist allerdings die schlechte Quellenlage zu beachten, da der Großteil der Quellen von ihr und ihrem Umfeld zerstört oder verschollen sind. Ursache dafür sind die Verheerungen des letzten Weltkrieges und der darauffolgenden Nachkriegszeit. So wurde bspw. das alte Stadtarchiv im Planitzer Rathaus im Jahr 1945 so gut wie zerstört. Ein kleiner Teil des Familienarchivs gelangte auf unbekanntem Wege ins Bergarchiv Freiberg. Die Darstellung des Lebens von Isolde von Arnim kann deshalb nur als eine Annäherung an sie verstanden werden.

Herkunft

Die spätere Isolde Bernhardine Emilie Klementine von Arnim wurde am 16. Juni 1821 in Madelungen bei Eise-

nach geboren. Ihr Vater Bernhard Graf zur Lippe-Weißenfeld² gehörte einem Seitenzweig der alten Reichsgrafenfamilie derer zur Lippe an, die sich seit dem frühen 18. Jahrhundert in Sachsen angesiedelt hatte. Zwar fungierte ihr Vater nicht als das Oberhaupt der Linie, doch besaß die spätere Isolde von Arnim anscheinend ein ausgeprägtes Standesbewusstsein mit dem Fokus auf ihre Herkunftsfamilie. Bis zu ihrem Lebensende kam jede Nennung ihres Namens und jede Unterschrift von ihr nicht ohne den Vermerk „geborene Gräfin zur Lippe“ aus.

Sie erhielt wahrscheinlich eine für den Adel typische Erziehung, in der die Vermittlung von Standesbewusstsein und das damit einhergehende Verhalten im Mittelpunkt standen. Dazu gehörten das Einüben von perfekten Manieren und das Beherrschen mehrerer Sprachen.³

Gouvernante in Altenburg

Mit 23 Jahren nahm Isolde von Arnim ihre erste nachweisbare Stellung und Rolle als erwachsene Frau an. Dies geschah in der ernestinischen Residenzstadt Altenburg unter der Regierung von Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg. Zusammen mit seiner Frau hatte

² Röber, Die Grabstätte, in Zw. Heimatj. (1996) 3, S. 9.

³ Wienfort, Adel in der Moderne, S. 122 f.

dieser sechs Töchter, von denen zwei früh starben. An diesem Prinzessinnenhof fungierte die damalige Gräfin Isolde zur Lippe-Weißenfeld ab 1844 als Gesellschafterin und Erzieherin der jungen Prinzessin Alexandra.⁴ Neun Jahre älter als die 1830 geborene Alexandra sollte sie der Herzogstochter den letzten Schliff geben, damit diese als würdige Repräsentantin des Herzogshauses Sachsen-Altenburg dienen sollte.

Der Hof fungierte bis zum Ende der Monarchien in Deutschland als Ort der Repräsentation der fürstlichen Herrschaft und als Versinnbildlichung der gesellschaftlichen Hierarchie im Land. Im Gegensatz zu dem von der Romantik propagierten bürgerlichen Ideal, nachdem Frauen ausschließlich daheim wirken sollten, während der Mann in der Öffentlichkeit arbeitete, waren Frauen an einem Hof unerlässlich. Da die fürstliche Familie das Grundlelement des Hofes bildete, benötigten die weiblichen Familienmitglieder weibliches Personal, wodurch Frauen hier eine wichtige öffentliche Rolle zukam.

Isolde nahm in diesem sozialen Gefüge den Rang der Gouvernante einer der Prinzessinnen ein und war somit

als eine der ranghöchsten Bediensteten des Hofes finanziell unabhängig von einem Mann.⁵

Ein wichtiges Aufgabenfeld der Hofdamen bildete dabei der karitative Bereich: Die Fürstin als Landesmutter sowie ihre Töchter waren dazu verpflichtet, sich um die Hilfsbedürftigen des Landes zu kümmern, weswegen sie den Vorsitz in vielen karitativen Organisationen innehatten. Die Begleiterinnen der Prinzessinnen wurden in diese Tätigkeiten eingebunden, beteiligten sich an wohlthätigen Aktionen und besuchten mit ihren Schützlingen Waisenhäuser, Hospitäler und Blindenanstalten.⁶ Dafür erhielten sie direkten Kontakt zum Hof und hatten eine enge Beziehung zu ihren fürstlichen Begleiterinnen. Der angesehenen Tätigkeit als Gouvernante ging Isolde zur Lippe bis zur Hochzeit Alexandras mit dem russischen Großfürsten Konstantin im Jahr 1847 nach.⁷

Heirat in eine Industriellenfamilie

Der traditionelle Aufgabenbereich einer adligen Frau beinhaltete die Haus-

4 Herzogl.-Sachs.-Alt. Vaterl. Geschichts- u. Hauskalender 1845, o. S.

5 Wienfort, Adel in der Moderne, S. 136 ff.; Hüttinger, Nadine, „Ein glänzendes Elend?“, in Raasch (Hg.), Adeligkeit, Katholizismus, Mythos, S. 155.

6 Hüttinger, Ein glänzendes Elend?, in Raasch (Hg.), Adeligkeit, Katholizismus, Mythos, S. 159 f.

7 Herzogl.-Sachs.-Alt. Vaterl. Geschichts- u. Hauskalender 1849, o. S.

haltensführung inkl. des Nutzgartens, die Armenpflege auf den Familiengütern sowie die Erziehung der Kinder.⁸ Diese Handlungsspielräume hatte auch die geborene Gräfin zur Lippe vor sich, als sie am 8. September 1847 den sächsischen Adligen und Bergwerksbesitzer Heinrich von Arnim (1800-1855) in Altenburg heiratete. Für ihren Gatten stellte es die zweite Ehe dar, nachdem seine erste Frau einem Lungenleiden erlegen war. Aus der Ehe zwischen Isolde und Heinrich von Arnim sollten vier Kinder, mit den Namen Alexander, Julie, Arno und Wanda, hervorgehen. Die Kinder zog sie auf dem Schloss Planitz und den dazugehörigen Ländereien auf, die bis zu ihrem Tod der Lebensmittelpunkt von Isolde von Arnim bilden sollten. Der sächsische Zweig der altmärkischen Adelsfamilie Arnim besaß das Schloss Planitz mit den damit verbundenen Ländereien seit dem Jahr 1689.

Seit dem 15. Jahrhundert wurde Steinkohlebergbau in Planitz betrieben, der Schwerpunkt der Flöze lag dabei unter dem Planitzer Kohlberg. 1812 erhielten die drei Brüder Heinrich, Carl und Henning von Arnim den Kohlberg dank einem Erbe und damit die rund 88 Hektar zu gemeinsamer Nutzung und Bewirtschaftung.⁹ Sie forcierten und professi-

onalisierten den Steinkohleabbau auf dem Gelände. Die unternehmerischen Tätigkeiten der Gebrüder Arnim weisen dabei einen besonderen Typus von Adel auf, der nicht dem Klischeebild des deutschen Adels im 19. Jahrhundert entspricht. Nach dieser gängigen Vorstellung, der bis heute noch in der Wissenschaft herrscht, verpasste der Adel den Anschluss an die Industrialisierung und konzentrierte sich stattdessen auf die traditionellen Berufsfelder Landwirtschaft, Verwaltung, Diplomatie und Militär. Die Tätigkeiten der Familie von Arnim zeigen auf, dass diese Familie den Anschluss nicht verloren hatte.¹⁰ Allerdings liefen die Geschäfte der drei Brüder nicht reibungslos ab. Nach mehreren Streitigkeiten wurde der Älteste der Brüder, Heinrich, zum alleinigen Geschäftsführer ernannt.

Die Neuerfindung der Isolde von Arnim als Patronin

Im Oktober 1855 verstarb Heinrich von Arnim und seine Gemahlin Isolde von Arnim wurde Witwe. Ihr ältester Sohn Alexander war zu dem Zeitpunkt gerade einmal sieben Jahre alt, weswegen sie auf gewissen Ebenen die Rolle des Familienoberhauptes vor Ort auszufüllen hatte.

⁸ Matzerath, *Adelsprobe an der Moderne*, S. 217.

⁹ Zwickauer Steinkohleverein (Hg.), *Zw. Steinkohlebergbau*, S. 79.

¹⁰ Die Arnims und einige adlige Familien betätigten sich jedoch mit Unternehmensgründung, wie bspw. die oberschlesischen Bergbaumagnaten wie die Familie von Donnersmarck. Wienfort, *Adel in der Moderne*, S. 81 ff.

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten ihrer Witwenzeit sind verschiedene Tätigkeitsfelder nachzuweisen, in der sie ihre Handlungsspielräume als Witwe und Vormund maximal ausnutzte.

Tätigkeitsfeld Schachtleiterin:

So wie Isolde von Arnim das ihr eingeimpfte Verständnis der Sorge um das ganze Haus und dessen Angehörige besaß, so spiegelte sich dies auch in der Behandlung der Bergleute der Arnim'schen Kohlenschächte wieder, die für das Familienunternehmen arbeiteten. Die Bergleute erhielten eine Entlohnung, die höher lag als die der Kollegen in anderen Bergwerken in der Region. Um in die Dienste der Arnim'schen Steinkohlewerke zu treten, bestanden außerdem verschiedene Zugangsvoraussetzungen, die für eine gewisse Exklusivität sorgten: So musste ein Bewerber eine Empfehlung von einer Person aus der Belegschaft oder einer von der Betriebsleitung anerkannten Persönlichkeit vorweisen können. Daneben sollte die Familie, aus der der Bewerber stammte, in Planitz einen guten Ruf besitzen. Infolgedessen bildete sich eine Gruppenidentität unter der Belegschaft heraus, welche sich an der

Bezeichnung „Herrenschächter“ ableiten lässt, mit der die Arbeiter der Werke gerufen worden sind.¹¹

Tätigkeitsfeld Parkbau:

Seit dem Neubau des Planitzer Schlosses gab es einen umzäunten Bereich an den Mauern, der den Eigentümern als Schloss- und Wirtschaftsgarten diente. Nach dem Tod ihres Mannes entschloss sich Isolde von Arnim in den 1860er Jahren das Gelände grundlegend umzugestalten und in einen Schlosspark im englischen Stil aufgehen zu lassen. Unter Hinzuziehung des Freiburger Prof. Heuchlers und des Gartenbaudirektors von Bad Muskau, Eduard Petzold, ließ die Schlossherrin ab 1869 das Gelände erweitern, Bäume anpflanzen und bezog den Bau der neuen Schlosskirche mit ein.¹²

Tätigkeitsfeld Seuchenbekämpferin:

Ihr soziales Engagement und ihr Wille zur Mithilfe zeigten sich bei Isolde von Arnim deutlich während der großen Cholera-Seuche von 1866, als sie unermüdlich für die Erkrankten und die Hinterbliebenen eintrat.

¹¹ Zwickauer Steinkohleverein (Hg.), *Zw. Steinkohlebergbau*, S. 80.

¹² Vgl. hierzu auch den Artikel von Angelika Winter über das Wirken von Christa Bretschneider in diesem Band. Bretschneider hatte jahrzehntelang intensiv über den Planitzer Schlosspark geforscht und setzte sich für dessen Wiederherstellung ein; vgl. zudem Mühlberg, *Der Schloßberg, in Halden-Heimat* (1938) H. 5-6.



[Abb. 1: Portrait Isolde von Arnim]

Eingeschleppt von preußischen Soldaten während des deutsch-deutschen Krieges 1866, breitete sich die Cholera in der ganzen westsächsischen Region aus.¹³ So erkrankten allein in Nieder- und Oberplanitz 530 Männer und Frauen an der Cholera, für 243 bedeutete das den Tod. In diesen Zeiten beriet sich Isolde von Arnim energisch und häufig mit dem Planitzer Arzt Leipold über die Seuchenbekämpfung. Infolgedessen ließ sie eine Badeanstalt zur Prävention und eine abseits gelegene Totenhalle zur Eindämmung errichten. Daneben durften Kranke nach der Order der Schlossherrin in deren Küche kostenfrei verköstigt werden. Da das Trinkwasser als Verursacher und Überträger der Cholera-Viren galt, setzte sie außerdem durch, dass die Bergleute in ihren Werken nur noch Kaffee zum Trinken gereicht bekommen sollten. Auf diese Weise sollte die Seuche eingedämmt und in Zukunft verhindert werden.

Die Fürsorge Isolde von Arnims für die Opfer ging über die Zeit hinaus. Zur Erinnerung an die Opfer ließ sie auf dem Planitzer Friedhof, inmitten des Gräberfeldes der Cholera-Opfer, ein eisernes Gedenkkreuz errichten. Auf

dem Sockel steht: *„Zur Erinnerung an die Cholera 1866 den verstorbenen gewidmet von Isolde von Arnim, geborene Gräfin zur Lippe.“*¹⁴

Tätigkeitsfeld Kirchenpatronin:

Als weibliches Oberhaupt der Familie nahm Isolde von Arnim auch die Patronatsrechte der Arnims für die Planitzer Kirche und ihre Mitglieder wahr. Dies belegt ihr Engagement bei der Gründung der Cainsdorfer Kirchengemeinde, die mit der Grundsteinlegung der Kirche in Cainsdorf am 27. April 1868 gipfelte. Ursache für diese Neugründung war das Anwachsen der Planitzer Kirchengemeinde, zu denen die Cainsdorfer vorher gehörten, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, bedingt durch den Steinkohlebergbau.¹⁵ Um die Seelsorge der Mitglieder zu gewährleisten und da die Planitzer Kirche schon lange keine räumliche Kapazitäten mehr hatte, setzte Isolde von Arnim 1867 als Patronin eine Abspaltung der Cainsdorfer Gemeindemitglieder und deren Neugründung als Kirchengemeinde durch. Mit der neuen Pfarrstelle sollte auf diese Weise eine ausreichende Seelsorge für alle Gemeindemitglieder erreicht werden.¹⁶

¹³ Vgl. Vasold, Grippe, Pest und Cholera, S. 119 ff.

¹⁴ Röber, Das Cholerakreuz, in Zw. Heimatj. (1996) H 1, S. 64 f.

¹⁵ Gehörten 1830 nur rund 1000 Personen der Planitzer Gemeinde an, waren es 1867 schon 8501 Gläubige, vgl. Urkunde, zit. n. Halden-Heimat (1938) H 4.

¹⁶ Urkunde, zit. n. Halden-Heimat (1938) H 4.

Tätigkeitsfeld Schulgründerin:

Die alten Patronatsrechte über Planitz nutzte Isolde von Arnim auch für die Gründung von Bildungsanstalten in der Stadt. So ist überliefert, dass sie eine Klöppel-, Näh- und Strickschule für Mädchen und eine Zeichenschule für Jungen etablieren ließ. Damit sollten jungen Menschen neue Berufsfelder im Handwerk eröffnet werden. Besonders die erste Schule wurde ein großer Erfolg, der zur Gründung einer zweiten Einrichtung dieser Art in der Stadt führte. Die Schülerinnen hatten dabei den Vorteil, dass die Erzeugnisse, die während der Ausbildung hergestellt worden waren, verkauft wurden. Am Ende ihrer Ausbildung erhielten die Absolventinnen eine Geldsumme als Lohn dafür, der einen Start ins Berufsleben erleichterte.¹⁷

Resümee

Isolde von Arnim lebte in einer historischen Übergangsphase zwischen Hofidyll und Industriegelände. In der boomenden und vielgestaltigen Industrieregion in Mitteldeutschland schufen sie und ihre Angehörigen eine beeindruckende Synthese in der sich das patriarchalische bzw. matriarchalische Verständnis einer Adelsfamilie für die Untertanen mit dem Kapitalismus der Industrialisierung verband. Isolde von Arnim und ihre Familie fassten Planitz

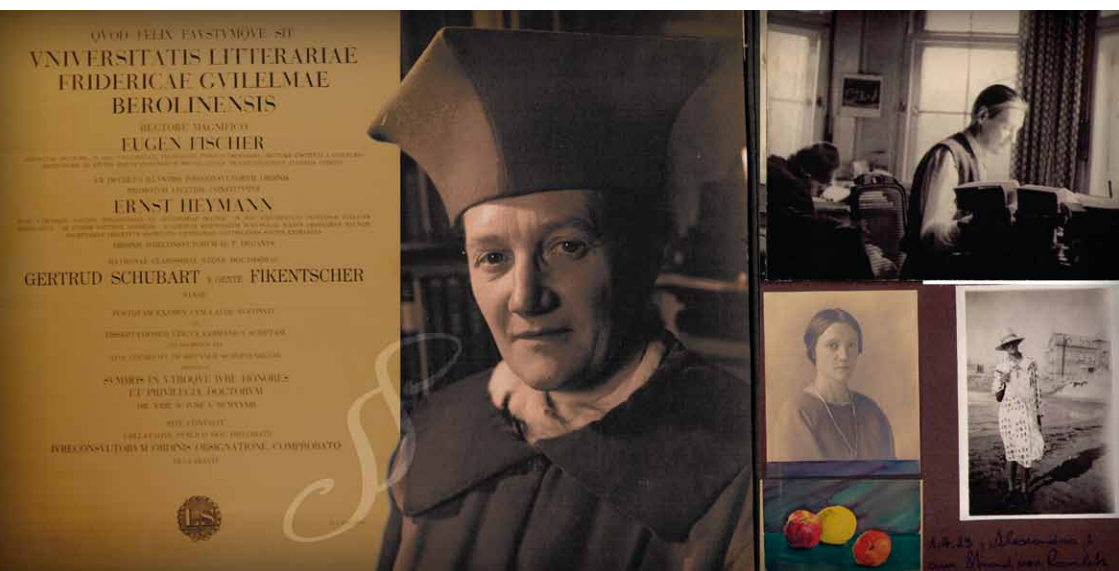


[Abb. 2: Cholerakreuz auf dem Planitzer Friedhof]

und seine Bewohner dabei als ihre Leute bzw. ihre Untertanen auf, um die sie sich zu kümmern hatten. In den Quellen und in der Überlieferung erscheint Isolde von Arnim dabei als eine besonders tatkräftige, weltläufige, engagierte und intelligente Frau, die stolz auf ihre hochadlige Herkunft war. Ihre Bestrebungen und ihre Energie, in ihrem Umfeld Besserungen durchzuführen und Standards in den Bereichen der Bildung, der Gesundheitsversorgung, des Gartenbaus sowie der sozialen Grundversicherung zu setzen und zu erhöhen, zeugen von einer umtriebigen Persönlichkeit.

Christian Landrock

¹⁷ Zorn, Eine ungewöhnliche Frau, in: Der Planitzer (2010) H. 12b, S. 8.



Gertrud Schubart-Fikentscher (1896/Zwickau – 1985/Halle)

Dekanin und erste Frau im deutschsprachigen Raum auf einem juristischen Lehrstuhl

Gertrud wurde am 23. Dezember 1896 in Zwickau geboren. Ihr Lebensweg liest sich wie eine Chronik des 20. Jahrhunderts vom Kaiserreich über die Kämpfe in der Weimarer Republik, die Nazi-, Kriegs- und Nachkriegszeit bis kurz vor der Wiedervereinigung Deutschlands. Aus einer Zwickauer Schülerin wurde eine bedeutende Wissenschaftlerin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Die drei großen Abschnitte dieses Weges sind weitgehend mit den Städten Zwickau, Berlin und Leipzig beziehungsweise Halle verbunden.

Gertrud stammt aus einer damals sehr bedeutenden Fabrikantenfamilie, die auf ihren Großvater Friedrich Christian Fikentscher (1799-1864) zurückgeht. Dieser gründete 1846 hier eine Fabrik und brachte damit die erste größere Industrie nach Zwickau. Er war nicht nur ein weitgereister, gebildeter und erfolgreicher Unternehmer, sondern auch Stadtrat und bis zu seinem Tode sächsischer Landtagsabgeordneter.

Über ihn hatte Gertrud viel erfahren und hat ihn als einzigen Menschen als ihr Vorbild anerkannt. Jedenfalls lesen wir in ihrem Tagebuch: „Tante Luise

erzählt vom Großvater – habe ich mir jemals einen Menschen zum Vorbild genommen, unter Menschen ein Ideal gesucht, so ist er's. Eine Fikentscher, seine Enkelin zu sein, verpflichtet zu Vielem.“ Dieses Gefühl begleitete sie, doch wurde ihr in den anschließenden Berliner Jahren sehr bald klar, dass es dort noch viele solche Familien und gewiss auch bedeutendere gab.



[Abb. 1: Gertrud Schubart-Fikentscher (1896 – 1985)]

Gertruds Vater stammte aus der zweiten Ehe des Friedrich Christian mit Rosalie, geb. Mensing aus Erfurt. Ihr Name steht auf der Tafel links am



[Abb. 2: Friedrich Christian Fikentscher (1799 – 1864)]

Eingang der Zwickauer Marienkirche/ des Domes als Stifterin. Sie überlebte ihren Mann um drei Jahrzehnte und hatte das Erbe sowie die große Familie zusammenzuhalten. Ein nach ihrer Beerdigung im Park hinter der Fabrik in der Reichenbacher Straße 67 aufgenommenes Foto zeigt 18 erwachsene Kinder und Schwiegerkinder. Rosalie hatte gerade noch erlebt und wohl auch gefördert, dass die Eltern Gertruds heirateten. Vater Johannes/Hans (1857-1921) war Geschäftsführer in der Fabrik. Sein Tod ging Gertrud außerordentlich nahe. Die Mutter, Clara, geb. Herling (1873-1945) stammte aus einer Pastorenfamilie und war als Halbwaise in Zwickau aufgewachsen. Gertrud war die älteste von 5 Geschwistern.

Zu ihren 4 jüngeren Brüdern bestand ein lebenslanges enges Verhältnis, das sich auch auf deren Kinder übertrug. Die insgesamt große Familie, zu der noch weitere Tanten, Onkels, und deren Kinder gehörten, lebte auf dem sehr großen Gelände der Fabrik. Das war ein Lebensraum, wie ihn nur das 19. Jahrhundert hervorbringen konnte. Kein protziger Reichtum, doch ein behüteter Wohlstand mit vielerlei Möglichkeiten auch für die Heranwachsenden. Davon gibt es Beschreibungen, Fotos und Gemälde. Heute können wir uns eine solche Welt kaum noch vorstellen und damit auch nicht ermessen, was es bedeutete, aus ihr ausubrechen, um einen Beruf zu erlernen.

Denn mit der damaligen Bildung wurde bei Mädchen aus bürgerlichem Haus im Grunde nur ein Lebensziel angestrebt, nämlich eine gute Verheiratung und die Rolle als Hausfrau. Gertrud besuchte von Ostern 1903 bis Ostern 1913 in Zwickau die „Höhere Mädchenschule“. Danach erhielt sie 3 Jahre lang wenige Stunden in der Woche Privatunterricht - vorwiegend über Literatur. Abschlüsse, mit denen man einen weiteren Bildungsweg einschlagen konnte, gab es nicht.

Doch Gertruds Bildungshunger war beträchtlich. Sie las viel, war wie auch viele andere in der Familie, künstlerisch tätig, fertigte z.B. ein eigenes Exlibris an. Aber das alles reichte ihr nicht. Und dann kam die Frage von

ihrem Onkel Wilhelm Schubart aus Berlin: „Was sie sich denn nun vornähme?“ Diese Frage beschäftigte sie seitdem ständig, und bald hieß die Antwort: Ich will einen Beruf!

Gertrud unterschied sich von den Mädchen ihres Alters und Umgangs in mancherlei Hinsicht. Das geht aus ihren Tagebüchern hervor. Ihr erstes erhielt sie von den Eltern zum 15. Geburtstag. Über nahezu 2 Jahrzehnte können wie ihr Leben und ihre Gedanken darin verfolgen. Allein die Tatsachen, dass sie ein solches Buch führte, erweckte bei ihren Freundinnen und Bekannten Erstaunen und Unverständnis. Dadurch herausgefordert erklärt sie als 17-jährige den Sinn des Tagebuches. Wir lesen: „Ich muss mal ganz regelrecht das Für und Wider einer solchen Tagebuchschreiberei erwägen. Wie verschieden doch die Meinungen darüber sind! ‚Du schreibst Tagebuch? So was verrücktes!‘, das ist Lotte. ‚Na weißt Du, s‘ ist ja ganz schön, aber ich weiß nicht, was ich da schreiben soll‘, meint Ille. ‚Na, da gibts doch unendlich viel zuschreiben‘. ‚So, was schreibts Du denn da?‘ ‚Meist Gedanken‘. ‚Donnerwetter, Gedanken, da weiß ich nachher gleich gar nicht, was ich da schreiben soll‘. Hühnchen meint, dass man doch schon vornweg einen Beschluss gefasst haben muss, ehe man ihn niederschreibt, und folglich das Schreiben nicht viel Sinn habe.“ Und so gingen die Gespräche weiter. Gertrud selbst gibt sich Rechenschaft

über ihr Schreiben. Wir lesen: „Ich finde es ganz gut, wenn man über seine Seele ein bisschen Buch führt, das erzieht entschieden. Es sind ja auch verschiedene Gefühlsduseleien mit darunter, aber die endigen ja oft in Selbstironie, und damit wird die Sache wettgemacht. Ich bin dann aber auch über mich stets im Klaren und weiß immer ganz genau, wie es um mich steht, während andere meist bei anderen mehr Bescheid wissen als bei sich selbst. Also, Trude Fikentscher, schreib Du nur ruhig weiter, Dir kann es nichts schaden! Mögen die anderen Dich noch so unulken.“...“Es gibt halt Dinge, in denen man mit sich ganz allein fertig werden muss, und da ist dann eine Aussprache mit dem Tagebuch sehr von Nutzen, das behält alles für sich und sagt's niemandem weiter.“ Soweit die 17-jährige, die hier die Grundlage für ihren späteren Lebensweg erkennen lässt.

Ein wichtiger Einfluss kam von außerhalb Zwickaus. Bereits in den Jahren 1913 und 1914 war sie für einige Wochen bis Monate in Berlin-Steglitz bei einer 3 Jahrzehnte älteren Cousine, die mit dem um wenige Jahre jüngeren Wilhelm Schubart verheiratet war. Die dortige, tolerante und geistige Atmosphäre und die Möglichkeiten der großen Stadt beeindruckten Gertrud nachhaltig. So kam es, dass sie Ostern 1916, also mitten im Krieg, aus eigenem Antrieb, aber mit der Familie abgesprochen, nach Berlin ging, um sich

ganz der sozialen Arbeit zu widmen und sich auf eigene Füßen zu stellen.

Nach einjähriger Ausbildung als Schulpflegerin im sozialpädagogischen Seminar des Vereins Jugendhilfe Charlottenburg praktizierte sie acht Jahre in den verschiedenen Zweigen der Sozialfürsorge, so als Schulpflegerin, Pflegerin in der Kinderfürsorge und in der Adoptionsabteilung der Jugendfürsorge.

Bereits in dieser Zeit kämpfte sie selbstbewusst für die Rechte der Frauen. Am Sonntag, dem 19. Januar 1919 steht in ihrem Tagebuch: „Wahltag zur Nationalversammlung. Welch ein Gefühl, an die Wahlurne zu treten, besonders für mich als eine unbedingte Verfechterin des Frauenwahlrechts. Ich komme mir heut so frei vor.“ Das war die erste deutschlandweite Wahl, bei der Frauen das aktive und passive Wahlrecht hatten.

Neben den genannten Tätigkeiten besuchte Gertrud vom Oktober 1919 bis zum Juli 1921 die berühmte sozialpädagogische Frauenschule der auch heute noch hoch geehrten Sozialpolitikerin Dr. Alice Salomon. Darüber hinaus kam sie in der Nachkriegszeit mit vielen weiteren Persönlichkeiten der deutschen Frauenbewegung in Berührung. Dazu gehörten Helene Lange, Gertrud Bäumer, Friedrich Naumann und Theodor Heuß – der spätere erste Bundespräsident.

Am 14. Juli 1921 legte sie die staatliche Prüfung als Wohlfahrtspflegerin mit dem Prädikat „sehr gut“ ab und wurde schon ab 1. September als Leiterin der Jugendgerichtshilfe Berlin-Mitte eingesetzt. Im November 1922 folgte die staatliche Anerkennung als Fürsorgerin. Nun hatte sie das, weswegen sie Zwickau verlassen hatte: einen Beruf!

Ihr Streben ging weiter. Bei der Arbeit für die Jugendhilfe hatte sie Umgang mit Rechtsfragen. Daraus erwuchs der Wunsch, Jugendrichterin zu werden. Doch für ein Studium der Rechtswissenschaft fehlte ihr das Abitur. Deswegen legte sie im Sommer 1924 das sogenannte Kulturexamen ab, die Voraussetzung für ein Studium der Rechtswissenschaft ohne Reifeprüfung. Sie schloss das Studium nach vier Jahren mit der Referendarprüfung beim berühmten Kammergericht in Berlin ab. Das war damals für eine Frau eine große Seltenheit.

Dann jedoch wurde der weitere berufliche Weg geändert, denn sie heiratete am 17. Dezember 1928 ihren knapp zwei Jahre zuvor verwitweten Onkel Wilhelm Schubart. Er war Pastorensohn, Kustos an den Berliner Museen, Honorarprofessor an der Berliner Universität, und hatte als Papyrologe Weltruf erlangt. Trotz des Altersunterschiedes lebten sie noch 32 Jahre in Liebe und Harmonie zusammen. Gertruds Bildungsweg wäre ohne ihn anders verlaufen, obgleich

sie gewiss auch sonst ihren Weg gegangen wäre.

Ende der zwanziger Jahre war es für eine verheiratete Frau unmöglich, in den Justizdienst zu gelangen. Daher widmete sich Gertrud ganz der Wissenschaft. Sie fertigte eine Dissertation mit dem Thema „Das Eherecht im Brünner Schöffebuch“ an, und am 23. Juni 1933 wurde sie zum Doktor beider Rechte promoviert. Seitdem nannte sie sich bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten Schubart-Fikentscher, und behielt diesen Doppelnamen auch in allen anderen Lebensbereichen bei. Unter ihm erwarb Sie sich mit ihren rechtshistorischen Forschungen einen eigenen Ruf.

In der Nazizeit blieben ihr als Frau weitere Schritte auf dem Weg zur Hochschullehrerin verwehrt, doch sie fand Wege zur weiteren wissenschaftlichen Arbeit, und dann kam ein bedeutender Schritt: 1938 schrieb die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe aus mit dem Thema: „Die Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Osteuropa“. Spontan entschied Gertrud, sich daran zu beteiligen. Nach intensiven und bis ins Einzelne gehenden Forschungen, die auch die osteuropäische Rechtsgeschichte betrafen, legte sie 1940 ihr Ergebnis der Akademie vor. Die Einsendungen waren anonym. Niemand hatte mit ihr gerechnet. Doch die Akademie erkannte ihr den Preis zu.

Das war eine Sensation, insbesondere weil es eine Frau geschafft hatte. Die Presse berichtete deutschlandweit darüber. Damit war sie als Forscherin weithin anerkannt, zumal die Arbeit 1942 auch als Buch erschien. Dieses Buch, dessen Ideologiefreiheit heute außer Frage steht, wurde 1952 - nach ihrem Austritt aus der SED - von den DDR-Ideologen auf den „Index“ gesetzt, d. h. in die Sperrbibliothek verbannt. Begründung: es habe dazu beigetragen, die faschistische Ostexpansion wissenschaftlich zu unterstützen. Diese doppelte Unterstellung traf Gertrud bis ins Mark, weil damit sowohl ihre wissenschaftliche Leistung als auch ihre konsequent gelebte Ablehnung der Nazis in Frage gestellt wurde. Das hat sie dem Regime nie verziehen.

Doch zurück nach Berlin. Die Jahre dort fanden für Gertrud und Wilhelm ein jähes Ende. Im August 1943 wurde durch eine Brandbombe ihre Wohnung einschließlich der wissenschaftlichen Bibliothek nahezu völlig vernichtet. Sie fanden Unterkunft in Zwickau bei der Mutter. Durch deren Tod im Februar 1945 wurde Gertrud zugleich das von allen anerkannte neue Familienoberhaupt, eine Aufgabe, die sie sehr ernst nahm und half, wo immer sie konnte. Nach dem Ende des 2. Weltkrieges stellten sich Wilhelm und Gertud so gleich der Sächsischen Landesregierung als wissenschaftliche Lehrkräfte zur Verfügung. Wilhelms Berufung

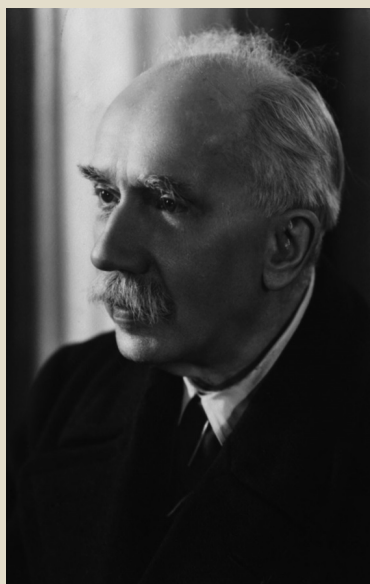
als Professor in Leipzig galt als Selbstverständlichkeit. Er war so anerkannt, dass er sich aussuchen konnte, worüber er Vorlesungen halten wollte.

Gertrud hatte es schwerer. Sie erhielt den Auftrag, vertretungsweise Vorlesungen und Übungen für Bürgerliches Recht und Deutsche Rechtsgeschichte zu halten, was auch damals noch für eine Frau etwas Besonderes war. Schließlich wurde eine schon zuvor veröffentlichte Monographie als Habilitationsschrift anerkannt, und nach Ablegung weiterer Habilitationsleistungen konnte sie am 18. Mai 1946 das gesamte Verfahren abschließen, wurde Dozentin für Deutsche Rechtsgeschichte und damit endlich auch Hochschullehrerin. Zwei Jahre später folgte sie einem Ruf als ordentliche Professorin für Bürgerliches Recht und Deutsche Rechtsgeschichte an die Martin Luther Universität Halle-Wittenberg und war damit die erste Frau im ganzen deutschsprachigen Raum, die eine solche Berufung erhalten hatte. Bald darauf wurde sie zur Dekanin gewählt, auch das war bisher einzigartig in Deutschland.

Und schließlich wurde Gertrud, ebenso wie Jahre zuvor Wilhelm, Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, die seither zu ihrer wissenschaftlichen Heimat wurde. Diesen Fall, dass ein Ehepaar, jeder für sich in einem anderen Fach, Mitglied ein

und derselben Akademie der Wissenschaften ist, gibt es auf der Welt ganz selten.

Bei Wilhelm häuften sich die europaweiten und weltweiten Ehrungen, doch auch Gertrud wurde geehrt. An-



[Abb. 3: Wilhelm Schubart (1873 – 1960)]

lässlich ihres 65. Geburtstages sollte sie den „Vaterländischen Verdienstorden in Bronze“ erhalten. Sie schwankte, ob sie ihn von diesem Staat annehmen könne. Doch weil die Begründung lautete, dass er ihr „als Zeichen der Anerkennung hervorragender Verdienste auf wissenschaftlichem Gebiet“ verlie-

hen werden soll, nahm sie den Orden an in der Überzeugung, ihre Wissenschaft sei tatsächlich gut.

Das Ehepaar lebte in politisch sehr bewegten Zeiten. Besonders Gertrud war bereits in ihrer Berliner Zeit an allen politischen Vorgängen außerordentlich interessiert. Sie engagierte sich in der Frauenbewegung, stand auch sonst eher links bis hin zum Pazifismus und wählte in der Weimarer Republik sozialdemokratisch. Den Nazis stand sie von Beginn an, auch wegen der Verfolgung ihrer vielen jüdischen Freundinnen, gänzlich ablehnend gegenüber. 1945 trat sie in Zwickau der SPD bei. Deren Zwangsvereinigung mit der KPD 1946 stand sie zweifelnd gegenüber und fragte die älteren Genossen in Leipzig, ob denn das gutgehen werde? Die damalige Antwort lautete: „Wir haben die besseren Köpfe“. Was aus diesen Köpfen später wurde, ist bekannt.

Dann, als sie Dekanin in Halle war, und wieder eine sogenannte Säuberungswelle einsetzte, erklärte sie vor einer Kommission ihren Austritt. Das war damals ein unerhörter Vorgang, und das Ehepaar hatte mit ihrer unmittelbaren Verhaftung gerechnet. Das geschah nicht, aber Schikanen und Ungleichbehandlung blieben nicht aus.

Nun zum Schluss noch einige ganz andere Seiten Gertuds und Wilhelms, außerhalb von Streben und Wissenschaft,

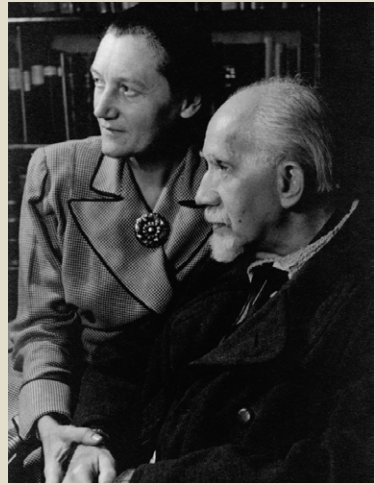
von Pflichten und öffentlichem Leben. Das sind Kunst und tiefe Menschenliebe, besonders gegenüber Kindern.

Gertrud war musisch erzogen und aufgewachsen. Sie zeichnete und malte, besonders ihre Aquarelle zeugen von ihrer Hinwendung zu Natur und Landschaft.

In der Familie war malen verbreitet. Bilder ihres Onkels Otto Fikentscher hängen in den Museen von Karlsruhe und Zwickau. Auch wurde viel musiziert. Wilhelm spielte Klavier, improvisierte und fand eigene Melodien. In der Literatur überragte bei ihnen Goethe zwar alles, doch auch der modernen Literatur waren sie zugewandt. Gertrud verschenkte ganz gezielt viele Bücher, die sie stets zuvor gelesen hatte.

Und dann die Liebe zu Kindern. Eigene hatten sie nicht, doch waren sie keineswegs kinderlos. Das begann bei der Pflege im sogenannten Krüppelheim in Zwickau, wo es rührende Tagebucheintragungen von Gertrud gibt. Weihnachten 1917: „Wie hingen die Kinderaugen an mir, als ich die Lagerlöfflegende erzählte – mit keinem König hätte ich tauschen mögen.“

In ihrer Ausbildung und im Beruf sind PflEGschaften die Regel. Einmal nahm sie für einige Tage einen kleinen Jungen mit nach Hause, der sonst nirgends unterkommen konnte. Gemeinsam hatten sie auch Pflegekinder in Berlin, deren Eltern nicht oder nicht



[Abb. 4: Das Ehepaar Gertrud und Wilhelm]

mehr für sie sorgen konnten. Dank wurde nicht eingefordert.

Und schließlich sind die Kinder ihrer Brüder zu nennen, denen sie, je nach der Zeit und Möglichkeit, bei der Bildung und Ausbildung materiell und ideell geholfen hat. Die nachhaltigste Zuwendung erfuhr ihr Neffe, der ein Jahr nach dem Tod Wilhelms von ihr aufgenommen wurde, seine ganze Studienzeit und zwei weitere Jahre bei ihr verbrachte, und Zeit seines Lebens von den damaligen Anregungen zehrte und zehrt.

Rüdiger Fikentscher



Dr. Dorothea Dillner (1897–1970)

Stadtärztin in schwierigen Zeiten

Den Auftrag, die erste Stadtärztin Zwickaus von 1925–1970, Dr. Dorothea Dillner, im Rahmen des 900-jährigen Stadtjubiläums auf dem Kolloquium „Muldeperlen. Zwickauer Frauengeschichte(n)“ vorzustellen, habe ich gern übernommen: Eine Frauenbiographie, die eng mit dem Zugang von Frauen zu höherer Bildung am Anfang des 20. Jahrhunderts verknüpft ist, ein interessanter Abschnitt der Medizingeschichte, in dem die Idee der Prävention von Krankheiten durch die Verbesserung sozialer Verhältnisse ihre ersten Umsetzungen fand und die Entwicklung der Zwickau-

er kommunalen Gesundheitsfürsorge – all das war für mich, als Professorin für Gesundheits- und Pflegeforschung an der Westsächsischen Hochschule, höchst spannend.

Dr. Dorothea Dillner hatte von 1925 bis zu ihrem Tod 1970 – also fast 45 Jahre – als Stadtärztin in Zwickau gearbeitet. Die Informationen, die mir am Beginn meiner Recherche vorlagen, wiesen nicht nur auf eine erfolgreiche, am Ende ihrer Berufslaufbahn in der DDR der 60er Jahre vielfach geehrte Ärztin, sondern auch auf eine – besonders im Kinder- und Jugendgesundheitschutz

vielfach engagierte, sozial verantwortungsvolle und beliebte Ärztin hin.

Bei historischen Persönlichkeiten wird vieles nur mündlich überliefert und nach einiger Zeit diese mündliche Überlieferung für den tatsächlichen Fakt gehalten. Bereits am Beginn meiner Recherche stieß ich auf zwei Aussagen in bisherigen biographischen Darstellungen, die sich als falsch erwiesen. Dorothea Dillner war NICHT die erste Medizinstudentin in Leipzig: Frauen konnten in Sachsen bereits seit 1906 immatrikuliert werden, die Leipziger Universität galt in dieser Hinsicht als fortschrittlich und hatte bereits um 1890 einzelne (amerikanische) Studentinnen als Gasthörerinnen zum Medizinstudium zugelassen, was natürlich mit erheblichen Diskussionen einherging. Europaweit bekannt wurde das Buch des Leipziger Psychiaters Paul Möbius von 1900 „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“, der Frauen aus „physiologischen Gründen“ die Eignung für intellektuell anspruchsvollere Berufe absprach. Als Dorothea Dillner von 1917-1922 in Leipzig Medizin studierte und 1922 bei den bekannten Professoren Karl Strümpell und Oswald Bumke promovierte, gab es zwar sicher auch noch Vorbehalte gegen das Frauenstudium unter Ordinarien, andererseits hatten bereits etliche Frauen erfolgreich Medizin studiert und Examen abgelegt bzw. studierten etliche andere Frauen gleichzeitig mit Dorothea Dillner.

Auch ein zweiter Fakt, dass Dr. Dorothea Dillner während eines Gewerkschaftskongresses in Cottbus gestorben ist, schien nicht (ganz) zu stimmen. Gestorben ist sie am 29.3.1970 zwar während einer Gewerkschaftstagung, allerdings im damaligen Kreiskrankenhaus Templin. Bei der Sichtung ihrer Gewerkschaftsakte – sie hatte nach Kriegsende zahlreiche Funktionen in der Gewerkschaft Gesundheitswesen ausgeübt – im Bundesarchiv stieß ich in dem dort vorliegendem Lebenslauf auf eine Leerstelle, die mir bereits vorher aufgefallen war, und die sich auch in ihrer Personalakte im Zwickauer Stadtarchiv wiederfand. Während ihr Engagement beim Aufbau der Mütterberatung ab 1925 und auch ihre Arbeit in der TBC-Bekämpfung nach 1945 sehr umfangreich dargestellt waren, gab es kaum Informationen über ihre Tätigkeit zwischen 1933 und 1945.

Für jemanden, der sich wie ich auch mit Medizinethik und Medizingeschichte beschäftigt, ist das ein Alarmsignal: Im Dritten Reich waren ein erheblicher Teil der deutschen Mediziner nicht nur in inhumane, oft tödliche Experimente an Häftlingen in KZs, sondern in die Zwangssterilisation und sogenannte Euthanasie, faktisch also in Patiententötungen, insbesondere von behinderten, psychisch kranken und alten Menschen verstrickt. Das öffentliche Gesundheitswesen, insbesondere die

erst im NS gesetzlich konstituierten Gesundheitsämter haben dabei eine zentrale Rolle in der Erfassung und Meldung solcher Menschen gespielt. Von diesem Zeitpunkt an habe ich nicht nur die familiäre Vorgeschichte von Dorothea Dillner - als Pfarrerstochter war sie im sächsischen Pegau geboren und aufgewachsen - und ihre in den Akten des Gesundheitsamtes gut nachvollziehbare Tätigkeit in der DDR der 50er und 60er Jahren recherchiert, sondern gezielt auch nach Dokumenten aus der Zeit des Nationalsozialismus gesucht. Diese liegen aber in den Archiven häufig nicht mehr vor, viele Akten und Bestände sind am Ende der Nazizeit systematisch „bereinigt“ worden.

Ein erster Hinweis war ein kurzer Bericht, den Dorothea Dillner, über den 2. Ärztinnenlehrgang an der „Führerschule der deutschen Ärzteschaft“ in Alt-Rhese im Ärzteblatt für Mitteldeutschland publiziert hat. Ihr Bericht ist für 1938 auffällig unpolitisch, beschreibt vorwiegend die Schönheit der Natur und den „Geist der Kameradschaft“ in diesem Ärztinnenkurs und hebt als einzigen Vortrag einen über die Bedeutung der individuellen Freizeit hervor. Alt-Rhese war jedoch keinesfalls eine apolitische Ärztebildungs- oder gar Erholungsstätte, sondern sollte gezielt die Ideen von Erbgesundheit und Rassenhygiene, aber auch die der staatlichen Kontrolle über die „Volksgesundheit“ an als zukünftige „Führer“ innerhalb

der Ärzteschaft gedachte Personen vermitteln.

Die noch vorhandenen Akten der Mütterberatung zeigten die Entwicklung dieses Systems, in dem Dr. Dorothea Dillner als „rechte Hand“ des damaligen Fürsorge- und späteren Amtsarztes Dr. Rudolf Horn (gegen den 1946 von der SMAD ein Verfahren in Gang gesetzt wurde) seit 1925 eine wichtige Rolle spielte. In der Weimarer Republik zur Verringerung der Säuglingssterblichkeit auf- und in den zwanziger und dreißiger Jahren ausgebaut, konnte der kostenlose Zugang zur ärztlichen Untersuchung, Still- bzw. Ernährungsberatung, Impfungen und wo nötig auch sozialer Unterstützung tatsächlich die Säuglingssterblichkeit in Zwickau (und anderswo) erheblich senken. Im Nationalsozialismus wurde diese Struktur einerseits beibehalten und weiter entwickelt, allerdings zunehmend ideologisch aufgeladen. Das zeigt sich nicht nur in den entsprechenden Akten des Gesundheitsamtes, sondern auch in einem auf einem Interview mit Dr. Dillner beruhenden Zeitungstext über die Mütterberatung, der möglichst viele Geburten (natürlich nur „erbgesunder“ und „rassereiner“ Kinder) als Erfolg feierte. Auch in einem von Dr. Dillner 1943 für die Zwickauer Soldatenpost, also die in Zwickau stationierten Wehrmachtsoldaten, verfassten Text, hat „die Sprache des 3. Reiches“ erkennbar Eingang gehalten. Das gesunde Kind, auf

das die (deutsche) Mutter stolz sein kann, grüßt schon mit „Heil Hitler“ und interessiert sich für Krieg und fürs Schießen. Wie wir auch aus der Aufarbeitung der DDR-Geschichte wissen, versuchen Diktaturen, die Sprache und damit das Denken ihrer Mitglieder zu prägen; das muss jedoch nicht automatisch zur Folge haben, das Menschen auch in diesem Sinn handeln.

Im Leipziger Stadtarchiv sind Verwaltungsakten der Kindereuthanasie in der Kinderfachabteilung der psychiatrischen Anstalt Leipzig-Dösen erhalten, darunter zehn Akten von Zwickauer Kindern. In einer dieser Akten wurde dem Kind Anneliese S., einem 4jährigen Mädchen, das seine Verlegung in die Kinderfachabteilung kaum 3 Monate überlebte, von Dr. Dorothea Dillner bescheinigt, dass bei ihm keine ansteckenden Krankheiten vorliegen. Neben der Kostenübernahmeerklärung war das eine zwingende Voraussetzung für die Verlegung. Ärztliche Routine? Wusste sie, in welche „Behandlung“ sie das Kind schickt? In einer der anderen Akten liegt ein Brief, in dem die Pflegemutter eines Jungen, eine nach dem Duktus des Briefes sehr einfache Frau aus Zwickau, anfragt, wie es ihrem Pflegekind gehe: Sie habe gehört, dass in der Anstalt so viele Kinder sterben würden.

Bereits nach meinem Vortrag am 8. März, in der ich meine Ambivalenz zwischen Würdigung einer fleißigen,

vielfach verantwortlichen Ärztin, die allerdings aufgrund ihrer Position im öffentlichen Gesundheitsdienst möglicherweise in Patiententötungen des Dritten Reichs verstrickt war, auszufragen versuchte, erreichte mich eine Nachricht aus dem Zwickauer Stadtarchiv. Aufmerksam geworden durch meine Recherchen hatte ein Mitarbeiter einen bisher nicht erschlossenen Karton mit Karteikarten gefunden, den ich kurz danach sichten konnte. Es handelt sich offensichtlich um die (unvollständige) Erbgesundheitskartei von Zwickau mit ca. 2000 Karteikarten, von denen ich bisher etwa 400 gesichtet und 50 (nur den Buchstaben A) erfasst habe. Von diesen fünfzig (50) im Zuge des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14.7.1933“ erfassten Personen, sind elf von Frau Dr. Dillner gemeldet worden, vier davon sind dann auch tatsächlich sterilisiert worden. Die „Meldepflicht“ für sogenannte Erbkrankte (darunter fielen bspw. Kinder mit angeborener Hüftluxation, (operierter) Lippen-Kiefer-Gaumenspalte, angeborenem Schwachsinn, Little'scher Krankheit, aber auch Erwachsene mit depressiver oder schizophrener Erkrankung, Demenz oder Alkoholabhängigkeit) war gesetzlich geregelt, sie betraf außer Ärzten und Ärztinnen, auch bspw. Hebammen, Wohlfahrtspflegerinnen. Frau Dr. Dillner hatte also nur ihre (gesetzliche) Pflicht getan.

Obwohl die gesamte Kartei noch nicht ausgewertet ist, haben wir gemeinsam



[Abb. 1: Dr. Dorothea Dillner mit Kollegen (links neben Frau im schwarzen Kleid)]

mit den Veranstalterinnen entschieden, dass eine ausführliche Biographie Dorothea Dillners nicht in diesem Band erscheinen sollte. Wir wollen sie aber in einer extra Publikation mit ausreichend Platz zur Berücksichtigung wichtiger Erkenntnisse zur Euthanasie und Zwangssterilisation, deren allgemeiner Rahmenbedingungen und deren kommunaler Besonderheiten darstellen, denn auch diese Zeit ist Teil der Zwickauer Stadtgeschichte. Und es ist auch ein Bestandteil der Frauengeschichtsschreibung, dass Frauen in verantwortlichen Positionen unter verbrecherischen Umständen auch

mitwirken an der Umsetzung inhumaner Ziele.

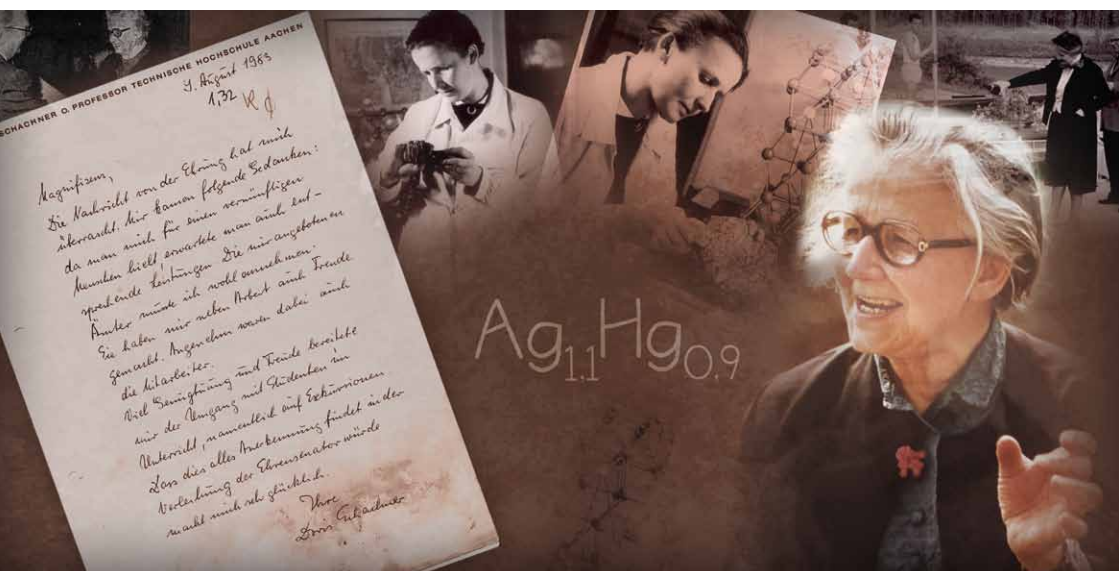
Biographien kann man nur verstehen vor dem Hintergrund ihrer Zeit: Die Geschichtswissenschaft beschäftigt sich mit historischen Zusammenhängen und dafür verfügbaren Quellen, die Psychologie fragt eher nach Motivationen, möglichen Identitätskonstruktionen und Sinnstiftungsprozessen, die man in historischer Perspektive, ohne den Dialog mit einem lebenden Gegenüber nur schwer rekonstruieren kann. Dabei muss man berücksichtigen, dass wir eben Kinder

einer anderen Zeit sind, andere Fragen stellen und im historischen Rückblick über manches anders denken und anders urteilen, als das den Zeitgenossen möglich war. Nach wie vor finde ich interessant, wie ein Mädchen aus einem Pegauer Pfarrhaus, deren Familie das Pfarrhaus verlassen musste und wohl verarmte, nachdem der Vater früh verstarb, einerseits eine erstaunliche Bildungskarriere absolvieren und früh soziale Verantwortung übernehmen, dabei aber in der NS-Zeit wohl doch auch mitverantwortlich werden konnte. Ich frage mich, wie eine offensichtlich kinderliebe, wenn auch selbst kinderlose, von früheren Mitarbeiterinnen als freundlich beschriebene Frau, Kinder in den Tod schicken konnte. Und wie sie selbst das wohl nach dem Zusammenbruch des Faschismus reflektierte: als Versagen, Schuld, Notwendigkeit? Persönliche Dokumente von Dr. Dorothea Dillner liegen mir außerhalb von ihr selbst geschriebener Lebensläufe, amtlicher Briefe und publizierter Artikel leider nicht vor. Nur sie könnten erklären, wie sie gedacht, wovüber sie nachgedacht hat, in welchen Zwängen sie steckte, wie sehr sie Kind ihrer Zeit war und ob bzw. inwieweit sie sich davon frei machen konnte.

Als Gesundheitswissenschaftlerin interessiert mich aber auch der systemische Teil des Problems: Auch heute gibt es Diskussionen über die Erfassung von Patientendaten, über den Umgang mit Patientenrechten bei

eingeschränkt zustimmungsfähigen Personen und über aktive und passive „Sterbehilfe“ – dahinter stehen nicht zuletzt immer wieder auch ökonomische Erwägungen. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte kann auch dazu helfen, heutige Strukturen im Gesundheitssystem kritisch zu hinterfragen, um zu verhindern, dass hilflose oder schutzbedürftige Menschen in die Mühlen einer Maschinerie geraten und Ärzte und Pflegekräfte daran mitwirken (müssen), anstatt zu tun, was ihre eigentliche Aufgabe ist: Zu heilen und zu helfen.

Beate Mitzscherlich



Kompetent, beharrlich, uneitel – Doris Elfriede Schachner

Doris Elfriede Schachner als Wissenschaftlerin

Die erste deutsche Professorin für Mineralogie kam aus Bockwa und hieß Doris Elfriede Schachner, geborene Korn. Bockwa bei Zwickau war in Korns Geburtsjahr 1904 ein beschauliches rechtsseitig der Zwickauer Mulde gelegenes Dorf, das zwischen 1890 und 1910 von 2176 Einwohnern auf 3139 Einwohner angewachsen war.¹ Die Matthäus-Kirche thronte seit den 1850er Jahren in der Mitte. Ansonsten war das

Doppelzeilendorf relativ schmucklos und dem Bergbau angepasst.²

In diese Umgebung wurde Doris Korn, als Tochter des Ingenieurs Otto Korn am 30. Mai 1904 hineingeboren.³

Ihrer Heimat Bockwa/Zwickau konnte Korn nicht lange treu bleiben. Sie war nach dem Ersten Weltkrieg eines der ersten Mädchen, die an der Liselotte-

¹ Digitales Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen, in <http://hov.isgv.de/Bockwa>, abgerufen am 7.2.2018.

² Digitales Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen, in <http://hov.isgv.de/Bockwa>, abgerufen am 7.2.2018.

³ Lebenslauf von apl. Prof. Dr. Doris Schachner geb. Korn, undatiert, Hochschularchiv RWTH Aachen, PA 5718, Bl. 31.

Schule in Mannheim eine vollständige Realgymnasiumausbildung absolvieren konnten. Ihr Abitur schloss sie mit Auszeichnung ab.⁴

Nun könnte berechtigt gefragt werden, ist Doris Schachner eine Zwickauer „Muldeperle“ im Sinne der anderen hier portraitierten Frauen? Spuren hinterlassen hat Doris Schachner sicherlich nicht in erster Linie für die Stadt Zwickau. Doch sie kann als Beispiel dafür gesehen werden, welch steinigem Weg Frauen in einer männlich dominierten Wissenschaft gingen und oft auch heute noch gehen. Dies eint die Biografie Schachners mit der anderer „Muldeperlen“ in und aus Zwickau. Und dass ihr Geburtsort Bockwa mit seinen Bergbauschächten und der Beruf des Vaters sie später beruflich prägten, kann angenommen werden.

Es gilt in diesem kleinen Beitrag, das wissenschaftliche Leben Doris Schachners nachzuvollziehen, seine Hürden, seine Chancen und so der Leserin und dem Leser eine Frau vorzustellen, die nicht nur Vorbildwirkung für die Wissenschaft hatte, sondern auch gezeigt hat, dass selbst unter schwierigen Bedingungen Frauen ihren Weg an die akademische Spitze geschafft haben.



[Abb. 1: Doris Schachner]

Folgt man ihrem eigenen an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen (RWTH) eingereichten Lebenslauf, studierte Korn 1923 bis 1928 Mathematik und Naturwissenschaften an den Universitäten Heidelberg, Freiburg und Innsbruck.⁵

Deutlich wird schon in ihren frühen akademischen Jahren die wissenschaftliche Beweglichkeit, an verschiedenen Orten akademisch zu lernen. Diese Erfahrungen, die wissenschaftliche Neugier auf andere Forschungsstätten, haben Schachner

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

geprägt, setzte sie sich doch später als Professorin besonders für nationale und internationale Forschungs Kooperationen ein und ermutigte ihre Studierenden immer wieder, neue Orte der Lehre und des wissenschaftlichen Entdeckens kennenzulernen.

1928 wurde Korn in den Fächern Geologie, Mineralogie und Chemie mit summa cum laude promoviert.⁶ Ihre Dissertation, die sie an der Universität Heidelberg einreichte, hatte den Titel „Tektonische und gefügeanalytische Untersuchungen im Grundgebirge des Böllsteiner Odenwaldes“⁷. Ein Jahr später begann Korn ihre Arbeit als wissenschaftliche Assistentin bei Professor Paul Ramdohr am Mineralogischen Institut der RWTH.⁸ Ihr wissenschaftlicher Schwerpunkt galt nun der gefügeanalytischen Betrachtungsweise an Erzen, als deren Begründerin sie durch die Entwicklung neuer methodischer Grundlagen gilt.⁹

In Aachen habilitierte Schachner sich 1933 in den Fächern Mineralogie, Pet-

rographie und Lagerstättenlehre.¹⁰ Auf eine ordentliche Professur sollte sie jedoch noch 16 Jahren warten müssen. Sie blieb die nächsten Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin. Erst als durch den Zweiten Weltkrieg auch an den deutschen Hochschulen männlicher wissenschaftlicher Nachwuchs knapp wurde, wurde Schachner 1939 als Privatdozentin übernommen. Ihr wurde ein Lehrauftrag für das Fach Bildung und Bewertung von Minerallagerstätten erteilt, „weil wiederum kein männlicher Bewerber zur Verfügung stand“¹¹.

Bereits ein Jahr zuvor hatte sie den Lehrstuhlinhaber für technischen Ausbau an der RWTH Benno Schachner geheiratet, der schon kurze Zeit danach einen Lehrstuhl an der Technischen Hochschule Brünn übernahm.¹² 1939 wurde Schachner durch den späteren Rektor der RWTH Professor Hans Ehrenberg angewiesen, in seiner Vertretung die Kommissarische Leitung der Institute Mineralogie, Lagerstättenlehre, Geologie und Paläontologie zu übernehmen.¹³

6 Lebenslauf von apl. Prof. Dr. Doris Schachner geb. Korn, undatiert, Hochschularchiv RWTH Aachen, PA 5718, Bl. 31.

7 Schachner, Doris Tektonische und gefügeanalytische Untersuchungen im Grundgebirge des Böllsteiner Odenwaldes, Heidelberg 1928.

8 <http://www.iml.rwth-aachen.de/index.php?id=100-geburtstag-d-schachner>, abgerufen am 19.3.2018.

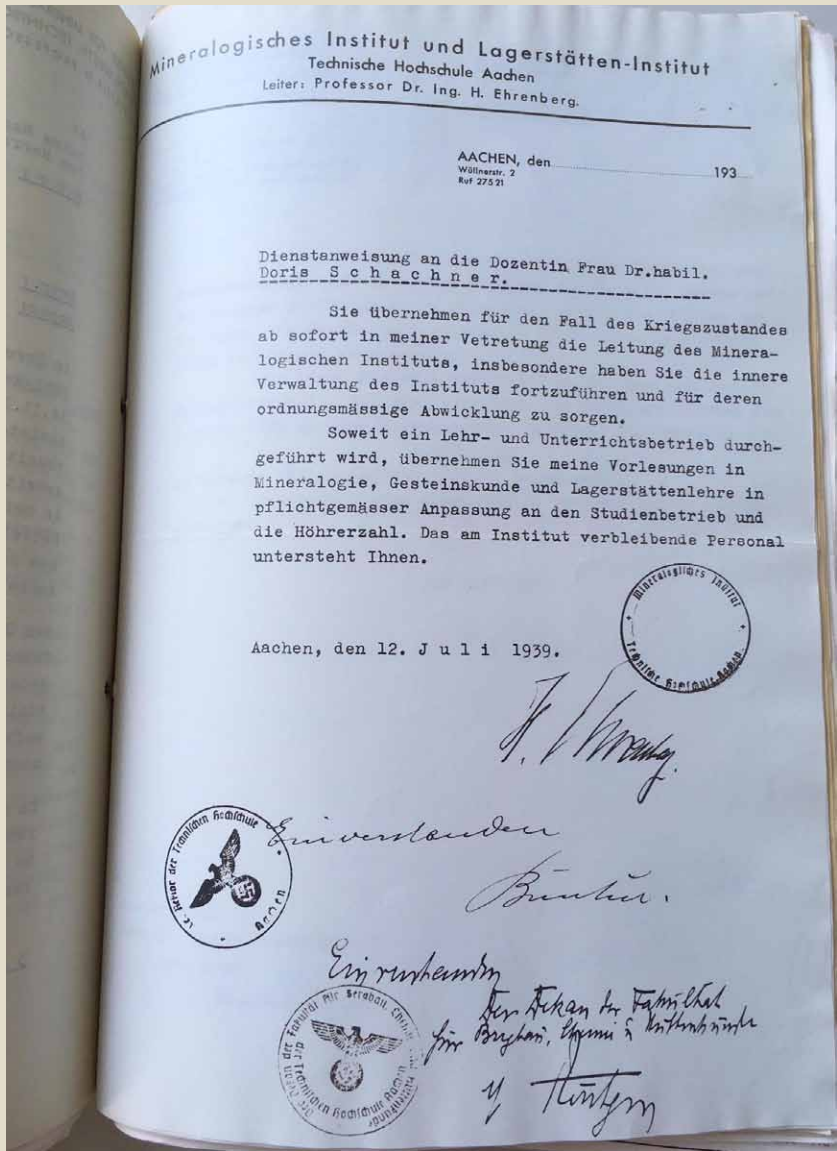
9 Kalkmann, Ulrich Die Technische Hochschule Aachen im Dritten Reich (1933-1945), Aachen 2003, S. 500.

10 Schachner, Doris Zur Gefügekunde der Erze, Habilitationsschrift an der RWTH Aachen 1933.

11 Kalkmann, Ulrich Die Technische Hochschule Aachen im Dritten Reich (1933-1945), Aachen 2003, S. 501.

12 Ebd.

13 Dienstanweisung durch Prof. Dr. Ing. H. Ehrenberg vom 12. Juli 1939, Hochschularchiv RWTH Aachen, PA 5718, o. Bl.



[Abb. 2: Dienstsanweisung]

Im Gegensatz zu anderen Kollegen an der RWTH und ihrem Mann wurde Schachner nie Mitglied der NSDAP.¹⁴

1941 musste das Fach Mineralogie zeitweise eingestellt werden, Schachner folgte ihrem Mann nach Brünn, wo sie als einzige weibliche Mitarbeiterin einen Lehrauftrag am Mineralogischen Institut bekam.¹⁵ Hier wurde sie 1942 zur außerplanmäßigen Professorin ernannt.¹⁶

1946 kehrte Schachner, die inzwischen eine dreijährige Tochter hatte, zunächst allein nach Aachen zurück. Sie wurde durch den Rektor beauftragt, das Institut für Mineralogie und den Lehrbetrieb wieder aufzubauen. Wiederum leitete sie das Institut als außerplanmäßige Professorin und als Kommissarische Leiterin. Dann endlich, 1949, wurde Schachner zur Ordentlichen Professorin des Lehrstuhls für Mineralogie, Petrographie und Lagerstättenlehre ernannt. Damit war sie die erste deutsche Professorin in diesem Fachbereich. Wie ungewöhnlich eine Frau in diesem Amt war, zeigen die Formulierungen der Abschrift ihrer Ernennung, in der zu lesen

ist: „Der außerplanmäßige Professor Dr. Doris Schachner wird hiermit unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum außerordentlichen Professor ernannt. Er wird verpflichtet, sein Lehramt in Vorlesungen und Übungen angemessen wahrzunehmen“.¹⁷

Was hier so glatt klingt, war es in Realität nicht. „Ihren späteren Assistenten erzählte sie nur ungern über die Intrigen in der Fachabteilung für Bergbau, zu der auch die Institute für Mineralogie und Geologie gehörten. Wir konnten nur vermuten, daß die Entscheidung über die Berufung letztendlich von Christine Teusch selbst, der damaligen Wissenschaftsministerin, gegen den Willen einiger Kollegen getroffen worden ist“.¹⁸

Wie schon Jahre zuvor, widmete sich Schachner intensiv der Forschung und dem wissenschaftlichen Nachwuchs. Sie wurde zu einer „Institution im Institut“. Neben der akademischen Pflichterfüllung, die ihr selbst stets „viel Genugtuung und Freude“¹⁹ war, kam auch das Zwischenmenschliche

14 Abschrift der Bescheinigung des Entnazifizierungs-Hauptausschusses vom 28.7.1948, Hochschularchiv RWTH Aachen, PA 5718, Bl. 40.

15 Lebenslauf von apl. Prof. Dr. Doris Schachner geb. Korn, undatiert, Hochschularchiv RWTH Aachen, PA 5718, Bl. 31.

16 Abschrift der Ernennungsurkunde vom 24. November 1942, Hochschularchiv RWTH Aachen, PA 5718, Bl. 24.

17 Beglaubigte Abschrift der Berufung auf eine ordentliche Professur vom 27. Juni 1949, Hochschularchiv RWTH Aachen, PA 5718, Bl. 48.

18 <http://www.iml.rwth-aachen.de/index.php?id=100-geburtstag-d-schachner>, abgerufen am 7.2.2018.

19 Brief von Doris Schachner vom 9. August 1983, Hochschularchiv der RWTH Aachen, PA 5718, o. Bl.

nicht zu kurz. Studierende erinnerten sich auch an eine feiernde Professorin: „Doris’ verstand es meisterhaft, mit jungen Leuten Feste zu feiern und dabei auch manches anstehende Problem auf einfache Weise zu erörtern und zu lösen. (...) In der Institutschronik findet man hierzu folgende Eintragung: ‘Doch trank sie niemals Bier wie wir – nur Korn und Korn und Weinbrand und war darum als Doris Doppelkorn bekannt’.“²⁰

1958 bis 1959 war Schachner Mitglied des Senats der RWTH Aachen und 1963 bis 1972 Vorsitzende der Senatskommission für das Akademische Auslandsamt. Hier lagen unter anderem die Einführung eines fachlichen Sprachtests und die Etablierung eines Mentorenprogramms in ihrer Verantwortung. 1959 bis 1961 war Schachner Dekanin der Fakultät Bergbau und Hüttenwesen.

1972 erfolgte die Emeritierung.²¹ Es war nicht leicht, geeignete Nachfolger für Schachner zu finden, so übernahm sie bis 1974 ihre eigene Lehrstuhlvertretung.²² In seiner Laudatio in Erinnerung an Doris Schachner sagte Professor Günther Friedrich 2004: „Namhafte

Persönlichkeiten der deutschen Bergbau- und Hüttenindustrie – und auch namhafte spätere Hochschullehrer – saßen einst als Studenten zu ihren Füßen und haben sie als Professorin verehrt. Ihre Kollegen und Schüler holten sich in schwierigen Situationen ihren Rat und schätzten ihr breites, fachkundiges Wissen und ihr menschliches Urteil“.²³

Nicht zuletzt aus diesem Grund bekam Schachner 1984 die Ehrensatorwürde der RWTH Aachen verliehen „in Anerkennung der großen Verdienste um die Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule, insbesondere um die Ausbildung und Förderung der Studenten und des akademischen Nachwuchses sowie die Intensivierung des wissenschaftlichen Austausches und der Auslandsbeziehungen“²⁴

Geehrt und verehrt wurde Schachner jedoch nicht nur an der RWTH Aachen, sondern auch unter der Fachkollegen-schaft. Nach ihr wurde 1972 ein Mineral benannt. Das „Schachnerit“ wurde 1972 von E. Seeliger und A. Mücke in der Nähe von Obermoschel in Rheinland-Pfalz gefunden.²⁵

20 <http://www.inkl.rwth-aachen.de/index.php?id=100-geburtstag-d-schachner>, abgerufen am 7.2.2018.

21 Durchschrift der Entbindung von dem amtlichen Verpflichtungen vom 17. April 1972, Uniarchiv. Hochschularchiv der RWTH Aachen, PA 5718, o. Bl.

22 Beauftragung der Lehrstuhlvertretung vom 30.8.1972, Hochschularchiv der RWTH Aachen, PA5718, o. Bl.

23 <http://www.inkl.rwth-aachen.de/index.php?id=100-geburtstag-d-schachner>, abgerufen am 7.2.2018.

24 Aachener Nachrichten vom 23.1.1984.

25 <https://www.mineralienatlas.de/lexikon/index.php/MineralData?lang=de&mineral=Schachnerit>, abgerufen am 23.3.2018.



[Abb. 3: Doris Schachner]

Doris Schachner starb am 1. April 1988.²⁶

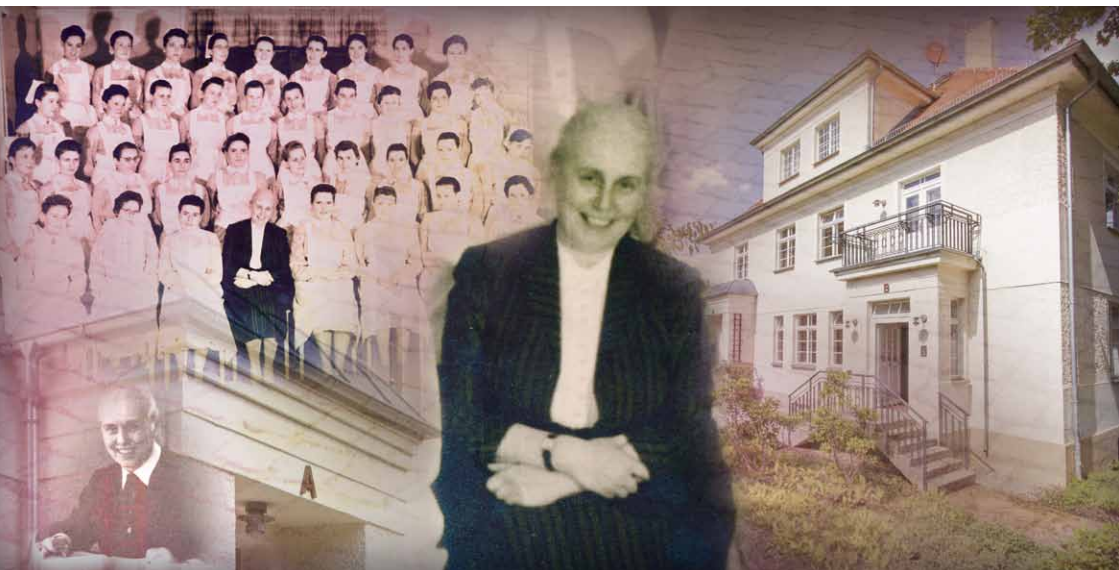
Eine letzte posthume Ehrung und Erinnerung findet sich auf dem neuen Campus Melaten der RWTH Aachen, hier ist eine Straße nach Doris Schachner benannt, einer herausragenden wissenschaftlichen Persönlichkeit, die mit Beharrlichkeit und Uneitelkeit ihren wissenschaftlichen Weg gegangen ist und damit ihren Platz zwischen den „Muldeperlen“ einnimmt.

Ines Soldwisch

²⁶ <http://www.iml.rwth-aachen.de/index.php?id=100-geburtstag-d-schachner>, abgerufen am 7.2.2018.



[Abb. 4: Doris Schachner]



Frau Luise Loof

Begründerin der Medizinischen Berufsfachschule Zwickau

Dass es die medizinische Berufsfachschule Zwickau so gibt wie wir sie kennen, verdanken wir Frau Luise Loof. Daher werden Sie im Folgenden erfahren, wie genau es dazu gekommen ist und was sich seit der Gründung der Schule alles verändert hat.

In der Schule ist es immer üblich, bevor man in ein Thema einsteigt, Grundlagen zu diesem zu vermitteln. Der besondere Verdienst von Frau Loof (s. Abb. 1) begründet sich nämlich auch darauf, dass die Zeit, in der sie wirkte, nicht gerade als einfach galt. Im Deutschland des 20. Jahrhunderts

war einiges im Argen. Frau Loof lebte in einer Zeit, die ganz im Schatten des ersten und zweiten Weltkrieges lag, was ihr Lebenswerk noch herausragender macht. 1914 begann der erste Weltkrieg mit großer Kriegsbegeisterung, welche schnell in Ernüchterung umschlug, umso häufiger Meldungen von Toten und Verwundeten eintrafen. Auch die Wirtschaft wurde ganz auf die Belange des Krieges ausgerichtet. Somit verschlechterte sich die Versorgungslage dramatisch. Der Hunger war ein täglicher Begleiter der Bevölkerung. Man kann behaupten, dass der Tod und das Leid nahezu jede Familie trafen.

In Zwickau wurden während des Krieges Lazarette und ein Kriegsgefangenenlager eingerichtet. Auch der Schatten des zweiten Weltkrieges zeigte sich in Zwickau. Es erfolgte die Einrichtung eines Reservelazarettes am Heinrich-Braun-Krankenhaus: Lebensmittel wurden streng rationiert – Luftangriffe mit vielen Toten und Verletzten mussten beklagt werden. Schlussendlich nahmen die amerikanischen Truppen am 17. April 1945 Zwickau ein.¹

Das 19. Jahrhundert war geprägt von Neuentdeckungen wie der Vererbungslehre, der Pasteurisierung und der ersten Narkose. Wie die Wissenschaft befanden sich auch die Spitäler in einem ständigen Wandel. Zu dieser Zeit verfügte die Krankenpflege, damals noch von christlichen Orden geprägt, über keinen festen Ausbildungsinhalt.

Erst als Theodor Fliedner 1836 die erste Krankenpflegeschule in Kaiserswerth gründete, wurden Inhalte für die drei Monate dauernde Ausbildung festgelegt. Die Pflegerinnen, unter denen sich auch Florence Nightingale für kurze Zeit befand, wurden von Ärzten unterrichtet.

Nachdem Florence Nightingale nach London zurückkehrte, gründete sie

dort die erste Krankenpflegeschule. Im Gegensatz zur Pflegeschule in Kaiserswerth, betrug die Ausbildungszeit hier ein Jahr.² 1888 gründete Johannes Naumann eine Schule für Pflegerinnen in sächsischen Heil-/ Pflege- und Erziehungsanstalten. Aufnahmebedingungen neben dem Mindestalter von 17 Jahren, waren ein Leumundszeugnis vom ortsansässigen Pfarrer, arbeitswilliges Verhalten und der Verzicht auf Vergnügen.

Die Ausbildungsdauer betrug ein- einhalb Jahre, ein fachliches Examen und die restlichen Jahre waren gefüllt mit einer kirchlichen Einsegnung, der staatlichen Anerkennung, Brosche und Haube.

An der Kästchenfaltung der Haube, ließ sich der Ausbildungsstand der Schwesternschüler erkennen. Ungefaltete Kästchen bedeuteten, dass sich die Schwester noch in der Ausbildung befand. Dreifach gefaltete Kästchen durften Schwestern nach der Prüfung tragen. Und fünffach gefaltete Kästchen waren für die Oberschwestern bestimmt.

Während der gesamten Ausbildungszeit waren Unterkunft und Verpflegung für die Schwestern frei. Durch einen sprunghaften Bevölkerungs-

1 www.dasjahr1945.de/zwickau.de, Autor VVN-BdA e. V. Stand 43106.

2 http://www.pflegewiki.de/wiki/Geschichte_der_Krankenpflege Stand 43110.

anstieg Anfang des 20. Jahrhunderts, stieg auch die Anzahl der Erkrankten enorm an. Es mussten also schnell neue Schwestern ausgebildet werden. Insgesamt gab es in sechs sächsischen Städten Krankenpflegeschulen: Jeweils zwei in Dresden und Leipzig, eine im städtischen Krankenhaus in Plauen und eine im Stadtkrankenhaus in Zwickau. Die Inhalte der Ausbildung wurden, wie heute, durch Lehrbücher, Lehrpläne und Prüfungsverordnungen vermittelt. Der theoretische Unterricht umfasste 200 Stunden Anatomie, Physiologie, Ernährungslehre und viele weitere Themenbereiche. Wer an einer dieser Schulen ausgebildet werden wollte, musste Schulgeld zahlen.

1909 suchte das Stadtklinikum Zwickau nach Bewerbern für die Ausbildung. Diese blieben jedoch aus, da das Schulgeld schlichtweg zu hoch angesetzt war.

So fanden im Zeitraum von 1912-1914 fünf Ausbildungskurse mit jeweils sechs Wochen für Rot-Kreuz-Helferinnen statt.

Nach den Abschlussprüfungen schloss die erste weltliche Krankenpflegeschule in Zwickau ihre Türen für knapp 30 Jahre.

Mit der Einführung der Krankenpflegeschule 1912 änderte sich auch die Berufsbezeichnung von Pflegerinnen-gemeinschaft zu Schwesternschaft. 1912 wurde das Schwesternhaus von

Hubertusburg nach Arnsdorf bei Dresden verlegt.

Die Arnsdorfer Schwestern wurden vorwiegend in psychiatrischen Häusern und Stationen eingesetzt und doch war ihre Berufseinstellung, im Gegensatz zu der der alten Wärterinnen anders. Sie stellten die „Irrenpflege“ mit der normalen Krankenpflege gleich.

Die Arnsdorfer Schwestern strebten nun die Gründung einer eigenständigen Krankenpflegeschule an.

Dem Stadtkrankenhaus Zwickau war das Leistungsniveau der Schwestern aus Dresden durchaus bekannt. Es war zu dieser Zeit das einzige Krankenhaus, das ausschließlich Patienten mit chirurgischen und inneren Erkrankungen aufnahm.

Mit der Gründung der Abteilung für innere Medizin 1922, lösten die Arnsdorfer Schwestern die bis zu diesem Zeitpunkt arbeitenden Diakonissen aus dem Dresdner Mutterhaus „Albertiner“ vollständig ab. Diese wurden nach 75 Jahren offiziell verabschiedet.

Da die Ausbildung der Arnsdorfer Schwestern bisher nur in der Pflege Geisteskranker manifestiert war, wurden die Schüler im zweiten Halbjahr nach Zwickau geschickt, um die körperliche Krankenpflege zu erlernen. Dies galt als Zusatzausbildung.

Die Schwestern arbeiteten tagsüber und erhielten ab 18:00 Uhr theoretischen Unterricht durch Ärzte. Die Leitung der Zwickauer Außenstelle unterlag einer Arnsdorfer Oberschwester.

Für die Unterbringung der Schwestern und Schüler wurden 1928 und 1929 zwei Schwesternheime mit 165 Einraumwohnungen, Speise- und Kulturräumen auf dem Gelände des Zwickauer Krankstifts erbaut. Sie waren durch Wandelgänge verbunden. Außerdem konnten die Schwestern das Luftbad am südwestlichen Rand des Geländes zur Erholung nutzen.

1940 betreute die letzte Arnsdorfer Oberschwester etwa 50 Schüler, ihr Name war Luise Loof.³

Luise Loof wurde am 3. April 1905 in Ohrleben (Sachsen-Anhalt) geboren. Dort lebte sie zusammen mit ihrer Schwester und ihrem Vater auf einem Landgut. Mit etwa 16 Jahren ging Luise von zuhause fort ins 310 km entfernte Arnsdorf bei Dresden. Hier beginnt ihre Reise mit der Ausbildung zur Krankenschwester. Aus heutiger Sicht ist Frau Loof damit eine der letzten Arnsdorfer Schwestern. Eine Arnsdorfer Schwester zu sein hatte zum damaligen Zeitpunkt einen hohen Stellenwert: Sie galten als zuverlässig,



[Abb. 1: Luise Loof]

sorgfältig, anspruchslos, ständig verfügbar und hatten ein sicheres medizinisches Grundwissen.

Nun fragen Sie sich sicher, wie genau Frau Loof ihren Weg nach Zwickau gefunden hat. Diese Frage lässt sich wie folgt beantworten: Seit 1922 gab es am Krankstift Zwickau eine unselbstständige zum Schwesternhaus in Arnsdorf gehörende Abteilung zur Ausbildung in der Krankenpflege. Somit erfolgte für die Arnsdorfer Schwestern ein Teil der Ausbildung an der Landesanstalt

³ Alle Daten sind der handschriftlichen Schulchronik der medizinischen Berufsfachschule Zwickau entnommen. Die Autorin ist eine ehemalige Schülerin, ihr Name ist nicht bekannt.

für Psychiatrie in Arnsdorf und der staatlichen Frauenklinik in Dresden und der zweite Teil am Heinrich-Braun-Krankenhaus. Am HBK erfolgte die Vermittlung der chirurgischen und internistischen Pflegemaßnahmen. Auf Grund ihrer Menschenkenntnis, pflegerischen Erfahrung und pädagogischen Eignung erhielt Frau Loof vom Mutterhaus Arnsdorf die Aufgabe, als Oberschwester, die sich im zweiten Ausbildungsjahr befindenden Schwesternschülerinnen am Zwickauer Heinrich-Braun-Krankenhaus in der körperlichen Krankenpflege auszubilden. Zu diesem Zeitpunkt ist Frau Loof 35 Jahre alt. 1945 steht fest, dass es das Arnsdorfer Mutterhaus und somit auch die Ausbildung zur Krankenschwester nicht länger geben wird.

Die kleine Abteilung der Lernschwestern am HBK erhielt keinerlei Beachtung durch Regierungsstellen und ein Fortlaufen der Ausbildung wäre somit zum Scheitern verurteilt. Die Entscheidung von Luise Loof, diese Abteilung im Interesse des Hauses und der Patienten unbedingt erhalten zu wollen, wurde letztlich zu ihrer Lebensaufgabe.

Schon zur damaligen Zeit benötigte man in erster Linie ein Ausbildungsrecht, dieses hatte das Stadtkrankenhaus Zwickau schon seit 1909. Des Weiteren benötigte man eine Genehmigung, eine staatlich

anerkannte Ausbildungsstätte zu werden, dies zu erreichen war problematischer. Die damaligen Schwesternschülerinnen mussten eine Art Krankenpflegeprüfung ablegen, von der die weitere Zukunft, also die Anerkennung als staatliche Schule abhängig gemacht wurde. Luise Loof stellte sich dieser Herausforderung und erstellte Lehrpläne, verpflichtete Ärzte für theoretischen Unterricht und stellte ein Lehrerkollegium zusammen. Die Prüfungen fanden im August 1945 statt. Die Lernschwestern mussten damals einige Zeit auf die Ergebnisse warten.

Sie waren sehr erfolgreich in ihren Prüfungen und somit konnte am 1. Oktober 1945 die Fachschule für Krankenpflege in die zweite Etage des damaligen wie heutigen Verwaltungsgebäudes einziehen. 1946 wurde die „Villa“ als erstes schuleigenes Gebäude bezogen, welches für die Schülerinnen ein sehr freudiges Ereignis war. Frau Luise Loof war in all ihrem Handeln eine typische Arnsdorferin. Sie blieb unverheiratet, kinderlos, wohnte in der Schule und lebte für ihren Beruf. Frau Loof galt als Autorität ohne autoritär zu sein und lebte selbst vor, was sie von ihren Mitarbeitern verlangte. Durch diese Lebensweise erhielt sie viel Achtung bei den Ärzten und Schwestern.⁴ Im Alter von 60 Jahren ging Frau Loof in ihren wohlverdienten Ruhestand, bis sie dann am 2. Mai 1988 mit 83 Jahren in einem Zwickauer Pflegeheim verstarb.

Viele ihrer Ansätze sind noch heute im Leitbild des HBK fest verankert. Den Erfolg der medizinischen Fachschule kann man auch anhand der steigenden Absolventenzahlen erkennen: Im Zeitraum von 1945-1950 wurden gerade einmal 28 Schülerinnen erfolgreich ausgebildet. Innerhalb der darauffolgenden 10 Jahre stieg die Zahl der Absolventinnen schon auf 495. Somit kann man insgesamt festhalten, dass von 1945 bis zum jetzigen Zeitpunkt (2018) allein in der Gesundheits- und Krankenpflege 6104 Schülerinnen und Schüler erfolgreich ihre Ausbildung beendeten. Ein weiterer Meilenstein nach der Gründung 1945 ist die seit 1961 angebotene Physiotherapeutenausbildung und die seit 2012 zum Ausbildungsprogramm gehörende Krankenpflegehilfeausbildung. Doch nicht nur die Schülerzahlen sind gestiegen: 1949 gab es gerade einmal 4 hauptamtliche Lehrerinnen. Aktuell sind es 17 Lehrkräfte, die die Schülerinnen und Schüler unterrichten. Insgesamt lernen zum jetzigen Zeitpunkt circa 240 Schüler an der medizinischen Berufsfachschule, davon 141 in der Gesundheits- und Krankenpflege, 30 in der Krankenpflegehilfe und 70 in der Physiotherapie.

Sicherlich hat sich einiges verändert, doch Frau Loof wäre heute sicher



[Abb. 2: Luise Loof]

stolz darauf, was aus dem HBK und der medizinischen Berufsfachschule geworden ist.

Nina Beier

4 Die Geschichte der Krankenhäuser und Kliniken in der Stadt Zwickau, Norbert Peschke (2011).



Frauen-Bilder. Das Wirken und Schaffen von Tatjana Lietz

in Zwickau unter besonderer Berücksichtigung ihrer Frauen-Porträts

Man sagt, der Zeitzeuge sei der ärgste Feind des Historikers. So könnte meine Bewertung des Schaffens von Tatjana Lietz recht subjektiv ausfallen, gefärbt von Erinnerungen und Gefühlen.

Deshalb habe ich bei meinen bisherigen Publikationen über Tatjana Lietz immer verschiedene Autoren zu Wort kommen lassen.

Im September dieses Jahres wäre Tatjana Lietz 102 Jahre alt geworden. Gleichfalls begehen wir am 11. März ihren 17. Todestag.

Kurze biografische Darstellung

Tatjana Lietz wurde 1916 in Pedrograd geboren. Ihr Vater, Eugen Lietz, Steuerinspektor in Riga, war in den rückwärtigen Dienst in die russische Armee nach Pedrograd beordert worden, wohin er Frau und Schwiegermutter mitnahm. 1918 kehrt die Familie Lietz in die Heimatstadt Riga zurück. Im Alter von 6 Jahren bekommt Tatjana einen Malkasten von Ihrem Onkel geschenkt und beginnt zu malen.

In den Jahren 1932 bis 1938 besucht sie die renommierten Mal- und Zei-

chenschulen von Prof. Konstantin Wyssotzki und Prof. Janis Tilbergs. Ein Mathematikstudium an der Rigaer Universität kann sie auf Grund der gespannten Situation und der folgenden Aussiedlung nicht abschließen.

1934 lernt Tatjana Nikolai Petrowisch Bogdanow-Belsky, ein ehemaliges Mitglied der Wanderer-Bewegung in Russland, kennen. Er lädt sie zu Sommeraufenthalten zum Malen ein und wird ihr maßgeblicher Lehrer. Tatjana Lietz wird freischaffendes Mitglied im Verband der unabhängigen Künstler Lettlands und 1938 findet ihre erste eigene vielbeachtete Ausstellung in Riga statt. Nachdem 1940 Lettland durch die UdSSR annektiert wird und die Deutschen ausgesiedelt werden, beschließt Familie Lietz zunächst zu bleiben, muss jedoch 1941 nach Deutschland auswandern. Tatjana Lietz kommt als Baltennachumsiedlerin nach Berlin, wo sie als Porträtmalerin erfolgreich ist. Nach der Rückeroberung des Baltikums durch die deutsche



[Abb. 1: Tatjana Lietz mit Kater Muri ca. 1924]



[Abb. 2: Familie Lietz auf der Veranda des Landhauses in Priedaine im Sommer 1929, v.l.n.r. Tatjana, Großmutter, Eltern]

Wehrmacht kehrt die Familie Lietz 1943 nach Riga zurück. 1944 wird Tatjana Lietz zum Arbeitsdienst von Riga nach Posen abkommandiert, wo sie in einer Fabrik arbeiten muss. Im Januar 1945 flieht sie nach Berlin. Sämtliche Arbeiten verbleiben in Posen, wo sie wahrscheinlich vernichtet worden sind. Recherchen in den 1990er Jahren haben keine Hinweise auf den Verbleib ihrer Arbeiten erbracht. Durch die totale Ausbombung in Berlin verliert sie alle übrigen Werke. Über ein Übergangslager im thüringischen Bad Blankenburg kommt die Familie 1945 nach Zwickau, wo ein alter Bekannter aus Riga seit den 1930er Jahren wohnte, der Zahnarzt Dr. Eiland. Die Familie beschließt in Zwickau zu bleiben, da der Turm von St. Marien dem der Rigaer St. Petrikirche gleicht.

Ab 1945 ist sie als Lehrerin für russische Sprache an der Höheren Handels-

schule in Zwickau tätig, ab 1950 bis zu ihrer Pensionierung 1978 unterrichtet sie Kunsterziehung und Russisch an der Erweiterten Oberschule Gerhart-Hauptmann in Zwickau. Ab 1978 kann sie sich endlich ausschließlich der Malerei widmen und sie bildet in den folgenden Jahren einige wenige Privatschüler aus. Von 1953 bis 1963 ist sie nebenberuflich als Dozentin für Malerei und Kunstgeschichte an der Mal- und Zeichenschule Zwickau tätig. 1979 stellt sie das erste Mal in Zwickau in einer eigenen Ausstellung im Klub der Intelligenz aus. 1991 wird sie Ehrenmitglied im Zwickauer Kunstverein. Zu ihrem 80. Geburtstag 1996 organisierte ich eine große retrospektive Ausstellung im Städtischen Museum Zwickau, zu der ein Katalogbuch mit autobiographischen Skizzen erscheint. 1998 wird sie als zweite Frau nach Maria Krowicki (1952) Ehrenbürgerin der Stadt Zwickau. Am 11. März 2001 stirbt Tatjana Lietz im Alter von 84 Jahren. Aus Anlass des 100. Geburtstages am 9. September 2016 wird im Zwickauer Stadtzentrum der „Tatjana-Lietz-Weg“ eingeweiht.

Die anfangs erwähnte Nähe des „Augenzeugen“ bringt eine gewisse Subjektivität mit sich. Das ist nur die eine Seite, als Zeitzeuge. Als Schüler und Freund kann ich dadurch aber den Menschen „Tatjana Lietz“ sehr gut beschreiben. Tatjana Lietz war nicht nur warmherzig und mitfühlend, sie war vor allem authentisch und ehrlich. Ver-



[Abb. 3: Gespräch mit Tatjana Lietz in den Städtischen Kunstsammlungen Chemnitz vor ihren Werken, 1982, Personen: ganz links Gerd Volkmar, Mitte: Tatjana Lietz, rechts: Christian Siegel]

trauen hat sie nie verraten. In den drei Diktaturen, die sie erlebt hatte, war sie politisch kritisch und klar denkend. Vor Bespitzelung und Denuntiation hat sie immer gewarnt. Gerade ihr politischer Horizont war durch ihre Vielsprachigkeit weiter als der von Durchschnittsbürgern. Drei kleine Episoden sollen das Bild abrunden:

1.) *In einer Beurteilung auf einem Schulzeugnis schrieb sie, die in der DDR üblichen politischen Bewertungen ignorierend, über eine Schülerin: „Undine ist ein prächtiges Menschenkind.“ Hätte man das schöner und neutraler sagen können?*

2.) *Fast regelmäßig zum Sonnabend-nachmittag kam eine jüngere, allein-erziehende Nachbarin, um sich etwas Geld zu borgen – mit der Beteuerung, es am Montag zurückzugeben. Tatja-*

na hatte immer schon einen 20 Mark-Schein parat liegen. Als ich sie danach fragte, mit der Bemerkung, dass die Frau es wohl in Alkohol umsetze, sagte sie, „Ach die arme Frau, sie hat ja kein Geld und ist auch noch unglücklich. Da muss man doch helfen!“ Sie machte das Spiel mit, obwohl sie das geliehene Geld nie zurück bekam.

3.) Sie unterrichtete fast bis zu ihrem Lebensende Schüler kostenlos. Das war für sie Prinzip. Man musste pünktlich, ausdauernd und akkurat sein. Als Mal-lehrererei war sie streng und fordernd. Über die Erfolge ihrer Schüler freute sie sich insgeheim oft mehr als diese selbst.

Wenn heute in Gesprächen unter Zwickauern der Name Tatjana Lietz fällt, ist meistens jemand dabei, der Tatjana Lietz kannte. Oft bekomme ich dann Anekdoten erzählt, oft lustig oder skurril, die aber immer ausnahmslos von Hingabe und Mitgefühl berichten.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges in Zwickau angekommen, nahm Tatjana Lietz aktiv am demokratischen Aufbau der Kulturszene unserer Stadt teil. Sie wirkte bei ersten Theater-Inszenierungen nach dem Krieg mit. Ab 1953 holte sie der Leiter der Mal- und Zeichenschule, Carl Michel, als Dozentin für Malerei an die legendäre Zwickauer Mal- und Zeichenschule „MuZ“. „Durch ihre lebenswürdige und eindringliche Art des Lehrens hat sie sich das Vertrauen ihrer Schüler



[Abb. 4: Tatjana Lietz beim Malen, 1950er/1960er Jahre]

erworben.“ schrieb Prof. Carl Michel über Tatjana Lietz. Bis zur Schließung der Mal- und Zeichenschule Zwickau 1963 durch Beschluss des Stadtrates, einer Folge des verhängnisvollen Bitterfelder Weges, blieb Tatjana Lietz der „MuZ“ und ihren Schülern treu.

Multilingual

Tatjana Lietz sprach vier Sprachen: Russisch, Lettisch, Deutsch und Französisch. Wir haben uns oft über die Sprachen unterhalten, z. B. darüber, in welcher Sprache man denkt. Sie war überzeugt, dass sie russisch dachte,



[Abb. 5: Tatjana beim Unterrichten in der MuZ]

da sie Russisch als ihre erste Sprache bezeichnete, obwohl sie (zweisprachig deutsch-russisch) aufgewachsen war. Tatjana Lietz war eine der am meisten belesebenen Personen, die ich kenne. Deutsche und russische Klassiker gehörten genauso zu ihrem Lesestoff, wie Marcel Proust. Sie war eine leidenschaftliche Leserin und Erzählerin. Sie gestand einmal, dass sie, sollte sie einmal stehlen, dann würden es sicherlich Bücher sein! Freunde nannten sie „Die kleine Universität“, da sie in allen Wissensbereichen zu Hause war.

Das Werk von Tatjana Lietz: Porträts „Wer ist Tatjana Lietz? Dürfen die Zwi-

ckauer, denen die Beschäftigung mit Kunst lebensnotwendig geworden ist, so noch fragen? Die Malerin ist als Mensch viel zu bescheiden, als dass sie von sich aus reden machte, und leider ist ihr in unserem Bezirk die Anerkennung noch nicht zuteil geworden, die sie als Künstlerin verdient hat.“¹ schrieb der Pfarrer und Schriftsteller Otto Riedel in den 1950er Jahren.

Anlässlich ihres 80. Geburtstages 1996 ist ihr mit einer großen retrospektiven Ausstellung im Städtischen Museum Zwickau und 1999 mit der Ernennung zur Ehrenbürgerin auf Vorschlag von sie verehrenden Freunden – nicht auf Vorschlag öffentlicher Stellen oder Kunstvereine – eine späte Ehrung und Würdigung ihres Schaffens zugekommen, so dass sie 1999 eine repräsentative Auswahl von mehr als 20 ihrer Gemälde und einige Zeichnungen der Stadt Zwickau schenkte. Zwickau ist damit im Besitz eines Schatzes, wenn gleich das bis heute wenig Beachtung erfährt.

Das künstlerische Schaffen von Tatjana Lietz kann man in drei Phasen einteilen, die sich mit ihren biografischen Veränderungen fast parallel vollziehen. Auch die Zeit der Pflege ihrer kranken Eltern bis zu deren Tod, 11 Jahre, in denen Tatjana Lietz nicht malte und zeichnete, haben ihr Schaffen zwar zeitlich unterbrochen, aber ihr

¹ Riedel, Otto Tatjana Lietz, eine Zwickauer Malerin, unveröffentlichtes Manuskript, um 1959.

künstlerisches Kontinuum setzt sich, man möchte sagen „nahtlos“, fort.

Der erste Schaffensabschnitt umfasst ihre Zeit als junge Künstlerin in Riga und zeitweise in Berlin. Der zweite große Schaffensabschnitt von 1945 bis etwa 1985 wurde im Buch und Katalog² zur Ausstellung aus Anlass ihres 80. Geburtstages ausführlich und chronologisch dokumentiert. Dabei ist eine Entwicklung von den duftigen sanften und sensiblen Farbtönen der russischen Impressionisten hin zu reinerem, derberem Farbauftrag zu beobachten. Schon 1945 nahm sie an den Ausstellungen der Zwickauer Künstler im Städtischen Museum teil. In den 1950er Jahren eroberte sie sich auch das Vorerzgebirge, das Erzgebirge und das Vogtland als Malheimat. Etliche Zeichnungen, die bis heute unbekannt waren, zeugen davon.

In diese Schaffenszeit fällt auch die 11-jährige Malpause, in der sie wegen „Nichttätigseins“ aus dem Chemnitzer Verband Bildender Künstler von dortigen Kunstfunktionären ausgeschlossen werden sollte.³ Dass der Ausschluss keine leere Drohung war, belegt der Ausschluss ihrer Freundin,

der Malerin Doris Winnertz aus Werdau, die jahrelang ihren kranken Ehemann, den Maler und Dozenten an der MUZ Erik Winnertz, pflegte und währenddessen ausgeschlossen wurde. Dass dabei die bürgerliche Herkunft von Doris Winnertz aus einer sächsischen Industriellenfamilie eine Rolle spielte, ist anzunehmen. Ein Ausschluss brachte die Aberkennung der professionellen freiberuflichen Künstlertätigkeit in der DDR zwangsläufig mit sich.

Symptomatisch für ihr Schaffen der letzten etwa 15 Jahre dauernden Schaffensphase sind Bilder, wie „Der Fliederstrauch am Fenster“⁴. Gefesselt an die dunkle Wohnung, wie „Hieronymus im Gehäuse“, wie sie selbst gerne sagte, wird die Liebe zur Natur und zur Landschaft durch Alter und Gebrechen ins Atelier gebannt. Der Fliederstrauch als ein Stück Natur, in der sie so gerne malte, steht, ins Haus geholt, an der Schwelle nach draußen. Wir schauen an den Blüten vorbei in eine angerissene Landschaft, imaginär und doch real dem Blick sich anbietend. Unberührt davon erscheint ihre Porträtmalerei, die naturgegeben im Atelier stattfindet.

² Siegel, C. (Hrsg.) Tatjana Lietz, Städtisches Museum Zwickau 1996.

³ Wie es ein Schreiben, in dem sie eine Ausstellungsbeteiligung und damit künstlerische Tätigkeit nachweist, um nicht ausgeschlossen zu werden, belegt. (Archiv Tatjana Lietz/Christian Siegel).

⁴ Das Spätwerk von Tatjana Lietz ist umfassend beschrieben in Siegel, Christian (Hrsg.) Tatjana Lietz – Bilderwelten, Chemnitz 2002.

Vorbilder ihrer Kunst werden bei den russischen Realisten bzw. russischen Impressionisten und Postimpressionisten⁵ gesehen. Aber das wäre viel zu schmalspurig betrachtet, denn gerade die Beschäftigung mit der gesamten Kunstgeschichte und die Begeisterung für die Kunst seit dem Altertum hatte natürlich auch Einfluss auf ihr Schaffen. Dennoch sah sie sich als künstlerische Enkelin des berühmten Russen Ilja Repin, bei dessen Schüler und Kollegen Nikolai Petrowitsch Bogdanow-Belskij sie in Riga als einzige Privatschülerin ihre erste Meisterschaft erreichte. Gerade wenn man die Porträts Tatjana Lietz' betrachtet, ist die Einschätzung von Repins Schaffen für sie geradezu programmatisch: „Die Meisterschaft in der Gestaltung des Typischen seiner Zeit verband sich bei Repin mit tiefer psychologischer Analyse, mit der Fähigkeit, Widersprüche und die Kompliziertheit menschlicher Charaktere aufzudecken. ... Die organische Einheit von Zeichnung und Farbe, ein Grundgesetz der realistischen Malerei, erwies sich als einer der Vorzüge in Repins Schaffen; in vollendeter, überzeugender Gestaltung kommt der Ideengehalt zum Ausdruck.“⁶ Im Unterschied zu Repin, dessen Studien und Ölskizzen eine herrliche Frische und Ursprünglichkeit haben, dessen

ausgearbeitete Werke im Vergleich dazu jedoch sehr perfekt und detailgetreu wirken, kann sich Tatjana Lietz auch in ihren größeren Malereien, zum Beispiel in ihren Porträts, von übertriebener Genauigkeit zu Gunsten der Frische und Direktheit trennen.

So erinnern einige spätere Porträts eher an den Norweger Anders Zorn als an Ilja Repin.

Einen bedeutenden Teil ihres Schaffens stellen zweifelsohne die zahlreichen Porträts dar, die sie in Zwickau schuf. Neben vielen Freunden und Bekannten, die sie malte, sind es gerade Porträts von Zwickauer Persönlichkeiten, die ihr Können und Schaffen uns auch in Zukunft immer wieder vor Augen führen. Meisterhafte Porträts von Pfarrern, Superintendenten und Organisten sind in der Marienkirche zu sehen, leider derzeit in einer Nebenkammer im Turm. Sie wurden allerdings für den Altarraum bzw. für die Orgelempore gemalt! Es existieren heute noch in etlichen Zwickauer Familien gemalte und gezeichnete Porträts von ihr. Oft entstanden sie aus Begeisterung für die Menschen, aus Interesse für die Modelle, manchmal waren es auch Gefallen für Freunde und Bekannte, manchmal waren Porträtzeichnun-

⁵ Die Bezeichnung „Russische Impressionisten und Postimpressionisten“ bezieht sich auf Michael German (aus German, M. Russische Impressionisten und Postimpressionisten, Bournemouth, England, 1998).

⁶ Brodski, J. Ilja Repin, Leipzig 1981, S. 171.

gen auch als Bezahlung für etwas Essbares in der Nachkriegszeit entstanden. Und es gab auch Aufträge, wie z.B. die Porträts der Superintendenten, Pfarrer und Organisten und Kantoren der Marienkirche. Die psychologisch ausgeloteten Porträts lassen eine gute Menschenkenntnis und eine unerschütterliche Achtung vor dem Mitmenschen spüren. Neben der Überzeugungskraft als Bildnis des Dargestellten, verraten die Porträts auch ein Stück der Psyche des Modells. Ihre Bilder öffnen Einblicke in Seelenzustände und Gefühle, drängen dem Betrachter jedoch nicht subjektive Einzelempfindungen auf.



[Abb. 6: Tatjana Lietz, Selbstbildnis 1975, Öl auf Hartfaser, 100 x 80 cm]

Frauen-Porträts

Frauen haben in ihrem Leben eine wichtige Rolle gespielt. Ihre Großmutter, die mit in der Familie Lietz in Riga lebte, hatte großen Anteil an der Erziehung und Bildung Tatjanas. Mit ihr durfte sie ab dem 6. Lebensjahr nur noch französisch sprechen, um diese Sprache perfekt zu erlernen. Frauen waren für Tatjana Lietz selbstverständlich gleichberechtigte Partner. Ihre Mutter war Lehrerin, Tatjana Lietz wurde von ihr zu Hause unterrichtet, so dass sie mit 16 Jahren das Abitur extern bestand.

Als junge Frau lehnte sie einen Freier (einen begabten und in Riga bekannten Journalisten) ab, der ihr anlässlich einer ihrer ersten Ausstellungen in Riga sinngemäß folgendes Kompliment machte: „Gnädiges Fräulein, wenn sie eine so gute Hausfrau sein könnten, wie sie malen können, dann würde ich mich freuen, wenn sie meine Hausfrau würden“. Sie wies ihn enttäuscht mit den Worten ab: „Nie werde ich eine Hausfrau und schon gar nicht die ihre!“ Später bedauerte sie, dass sich dieser Verehrer nicht weiter bemüht habe. Sie selbst sah sich immer auch als aktive Streiterin und Arbeiterin für die Kunst, was auch das selbstbewusste Selbstporträt von 1975 zeigt. Mit prüfendem Blick schaut sie den Betrachter an, der so unweigerlich die Rolle des Modells einnimmt.

Porträts der Mutter



[Abb. 7: Tatjana Lietz, Bildnis der Mutter im Garten 1946, Öl auf Leinwand, 100 x 80 cm]

Mehrmals malte und zeichnete Tatjana Lietz ihre Eltern. Ihren Vater malte sie gerne lesend. Von ihrer Mutter existieren mehrere elegante Porträts. Ein besonders einfühlsames Werk stellt das zweite im selben Jahr gemalte Porträt der Mutter dar, hier 1946 in meisterlichem Können gezeichnet, mit Kohle und Röteln, was sich in Dresden in Privatbesitz befindet. Das Bild der Mutter im Garten – impressionistisch gemalt, Sonnenflecken und Schatten als Gestaltungselemente nutzend, lässt einen Blick in die Seele der Mutter zu, einer feinen Frau, die allen Wirren des Krieges und der Vertreibung trotzte und das Zentrum der Familie war.

Junge Ungarin

In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, im Haus gegenüber ihrer Wohnung in der Emilienstraße 12 in Zwickau, lebte eine ungarisch-deutsche Familie. Die Frauen und Mädchen fielen durch ihre Kleidung auf. Auch gab es so etwas wie Solidarität der Geflohenen, der Ausgesiedelten. Vielleicht verband sie die Sehnsucht und das Heimweh nach der verlorenen Heimat – jedenfalls malte Tatjana Lietz in mehreren wunderbar einfühlsamen Porträts diese Nach-



[Abb. 8: Tatjana Lietz, Heimweh (Ungarisches Mädchen), 1950, Öl auf Hartfaser, 76 x 65 cm]

barinnen. Zwei davon sind erhalten. Das Bild „Junge Ungarin“ von 1947, Öl auf Hartfaser, 101 x 78 cm, zeigt eine auf dem Balkon sitzende

in Handarbeit vertiefte junge Frau in dunkler Tracht, wunderbar mit dem Gegenlicht des Gartens kontrastierend. Das Bild „Heimweh“ von 1950 zeigt ein ungarisches Mädchen, das von warmem Lampenlicht beleuchtet, in einem Buch liest.

Maria Krowicki



[Abb. 9: Tatjana Lietz, Verdiente Lehrerin des Volkes Maria Krowicki, 1953, Öl auf Pappe, 57 x 46 cm]

Es ist nicht ganz klar, wer Tatjana Lietz den Auftrag für das Porträt der verdienten Lehrerin des Volkes Maria Krowicki erteilt hatte. Es ist anzunehmen, dass es der damalige Stadt- oder Kreisschulrat war. Es war in diesem Fall nicht die Freundschaft oder Zuneigung oder Begeisterung

für den zu porträtierenden Menschen. Und trotz der dienstlichen Distanzierung hat Tatjana Lietz ein wunderbares und einfühlsames Bildnis einer Kollegin geschaffen. Auf alle Fälle kehrte es auf Umwegen, wahrscheinlich als Fundstück, nach ein paar Jahrzehnten wieder in den Besitz von Tatjana Lietz zurück.

Selbstporträts

In meinem Buch „Bilderwelten“ habe ich die Selbstporträtzeichnungen chronologisch zusammengestellt. Diese zeigen einen kritischen und oft auch schonungslosen Blick auf die eigene Person. Prüfend schaut sie sich und dem Betrachter in die Augen. Daneben sind die gemalten größeren Selbstporträts weniger spontan als überlegt und tiefgründig, wie z.B. das Selbstporträt an der Staffelei von 1975. Ihr letztes gezeichnetes Selbstporträt, eine Kohlezeichnung von 1997 zeigt einen prüfenden Blick, schnörkellos und unprätentiös, ein Blick, der uns als Betrachter sagt, schaut mich an, das bin ich.

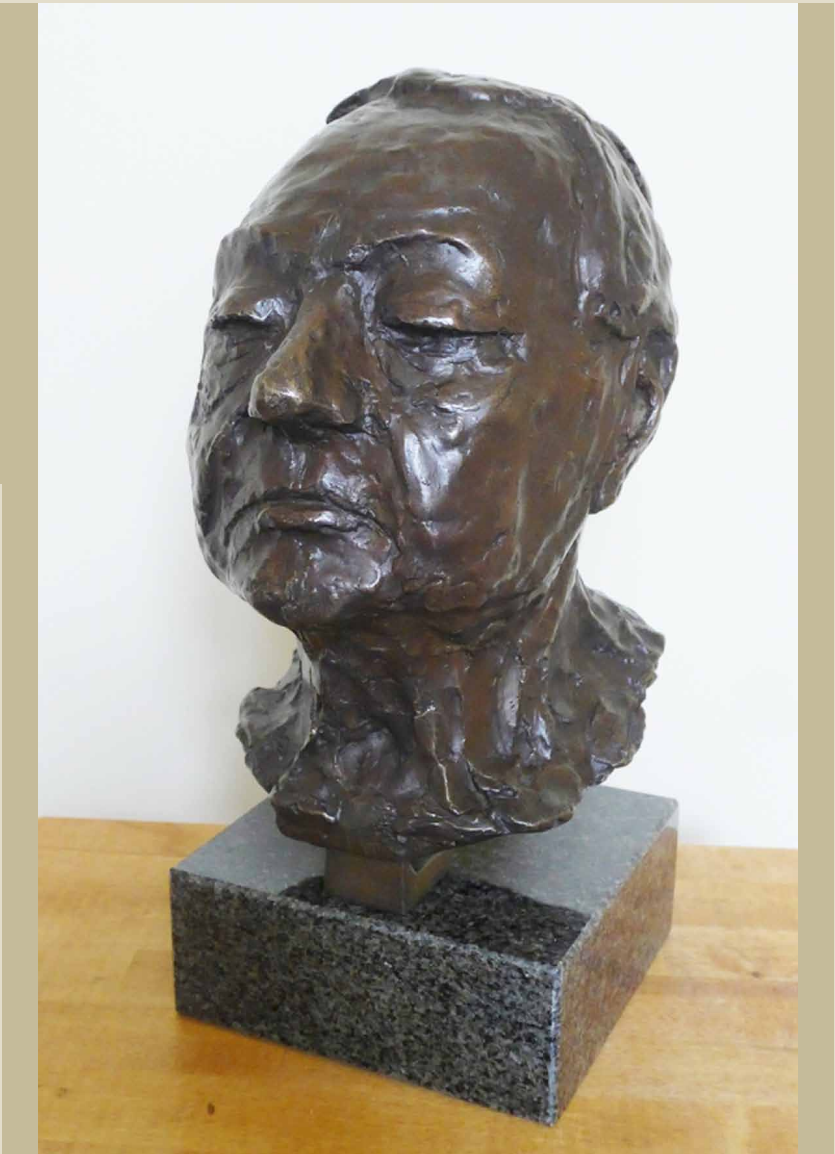
Die Reihe der Frauenbilder schließe ich mit dem Bild „Frau mit Katze“, ein Selbstbildnis mit Katze, das ich bewusst dem anfangs gezeigten Foto der 7-jährigen Tatjana mit Kater Murri gegenüberstelle.



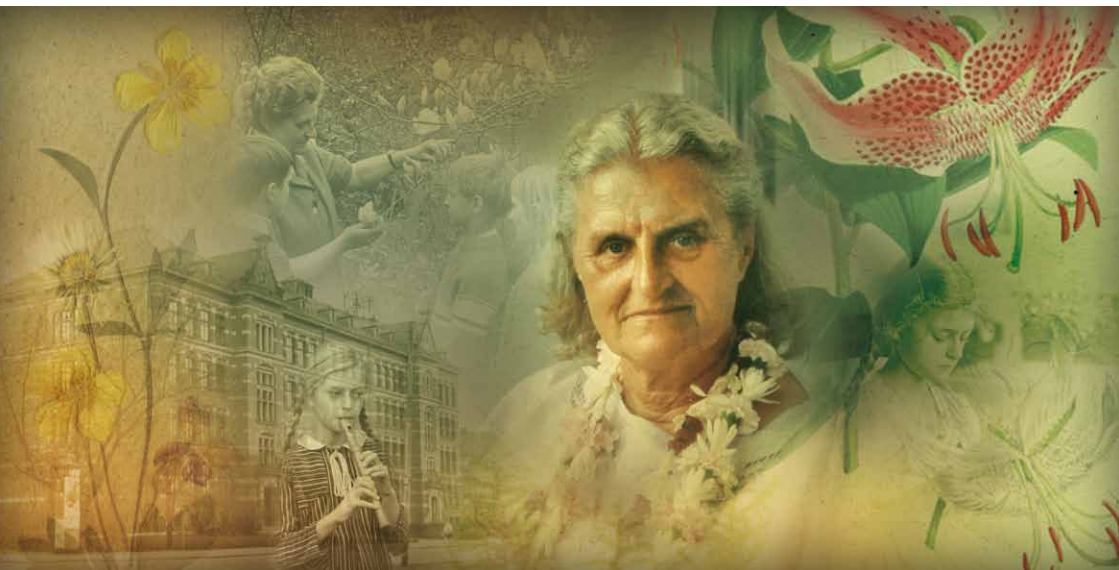
[Abb. 10: Tatjana Lietz, Frau mit Katze (Selbstbildnis), 1960, Öl auf Rakoplatte, 80 x 60 cm]

Meinen Blick auf die Künstlerin, die sich ungern von anderen zeichnen ließ, habe ich in einer Porträtplastik festgehalten. 1988 in Ton geformt nach dem lebenden Modell – ich hatte sie irgendwie von der Notwendigkeit überzeugt – hatte ich die Büste in Gips abgegossen. Die vielbeachtete Ausstellung zum 100. Geburtstag von Tatjana Lietz im Museum Schloss Wildenfels, wo auch meine Porträtplastik von Tatjana Lietz gezeigt wurde, war mir Anlass, diese Gipsplastik im letzten Jahr zu überarbeiten und in Bronze gießen zu lassen. Die Porträtbüste wird im historischen Foyer im Gebäude der ehemaligen Höheren Handelsschule, in dem sich heute das Peter-Breuer-Gymnasium befindet, dauerhaft öffentlich ausgestellt. Die höhere Handelsschule Zwickau war von 1945 bis 1950 die erste Wirkungsstätte von Tatjana Lietz in Zwickau.

Christian Siegel



[Abb. 11: Christian Siegel, Porträtplastik „Tatjana Lietz“, Bronze, 2018]



Dr. Susanna Kosmale. Ein Leben für die Wissenschaft

Gerda Susanna Enke wurde am 3. August 1929 in Zwickau als erstes Kind des Buchhalters Hans Enke und seiner Frau Gerda geboren.

Eltern und Großeltern vermittelten ihr eine sehr vielseitige Bildung und Erziehung. Sie weckten früh ihr Interesse für Pflanzen und Tiere sowie für Gartenarbeiten, an denen sie sie im Rahmen ihrer kindlichen Möglichkeiten teilhaben ließen, und erzogen sie zu selbständigem Lernen. Sie erlernte Handarbeiten und musizierte gern.

Die Familie lebte ihr Weltoffenheit, Reiselust und Interesse für andere Kul-

turen vor. Familienmitglieder reisten beruflich in fremde Länder, schickten Postkarten, brachten Souvenirs mit und erzählten, wie schön, aber auch wie anders die Welt da draußen ist.

Bereits vor der Einschulung 1936 konnte sie Landkarten und Sternbilder erklären und Noten lesen.

Für die Biologie erschloss sie sich immer neue Wissensquellen. Ein Onkel, Drogist in Eibenstock, bestärkte sie, von allen Pflanzen die wissenschaftlichen Namen zu lernen und regte sie an, ein Herbarium für Heilpflanzen anzulegen. Mit 12 Jahren hatte dieses

Kind bereits den festen Berufswunsch, Biologin zu werden. Aber Krieg und Nachkriegszeit verhinderten Abitur und Studium.

Als Frau erhielt sie keine Lehrstelle als Gärtner oder Drogist. Sie nahm eine Lehre als Damenschneiderin auf und legte 1949 auch die Prüfung als Herrenschnneiderin ab. Sie liebte diesen Beruf nicht, aber er half der Familie über die schwerste Zeit nach dem Krieg hinweg, weil sie nun mit Ausbesserungsarbeiten noch etwas Geld dazu verdienen konnte. Ausgleich suchte sie im Domchor und in der Jungen Gemeinde, wo sie ihren späteren Mann kennenlernte.

Ihre Kenntnisse in der Botanik nutzte sie zunächst für den Haushalt der Familie, indem sie Pilze sammelte, aber auch andere Wildpflanzen. So half sie der Mutter, die Familie satt zu bekommen.

Sie nahm an heimatkundlichen Lehrwanderungen der Volkshochschule teil und fiel durch ihre umfassenden Kenntnisse der heimischen Flora auf.

Als 1950 in Zwickau beim Kulturbund der DDR eine Arbeitsgemeinschaft Naturkunde gegründet wurde, lud man die junge Frau zur ehrenamtlichen Mitarbeit ein. Die Gruppe Botanik hatte sich die Beobachtung und Kartierung wichtiger Pflanzenstandorte in der Region Zwickau zur Aufgabe gemacht.

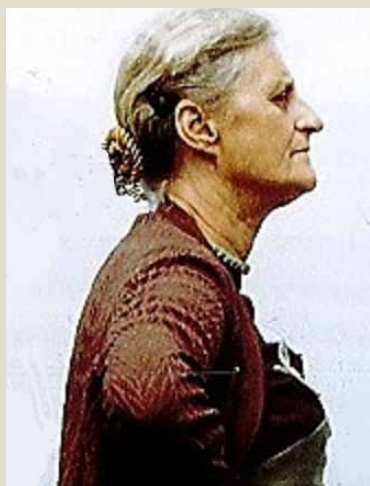
Dafür hatte seit 1862 bis zu seiner Auflösung 1945 ein „Verein für Naturkunde zu Zwickau“ mit einem großen Kreis von Helfern die Pflanzenbestände in einem Radius von 15 km um Zwickau erfasst und kartiert. Dieses umfangreiche Material galt es zu erhalten, zu aktualisieren und nutzbar zu machen.

Sie verstand, wie aufwändig diese Arbeiten würden, aber sie öffneten ihr eine Tür zu ihrem Traumberuf. Deshalb nahm sie die ehrenamtliche Tätigkeit in der AG auf.

1953 heiratete sie den Fernmeldebaumonteur Diether Kosmale. 1955 bis 1959 kamen ihre drei Kinder zur Welt. Eine fünfköpfige Familie muss wie ein kleines Unternehmen geführt werden. Deshalb gab die junge Mutter das Singen im Chor auf und verzichtete auf viele private Aktivitäten. Der Botanik aber blieb sie treu. Auch in diesen 8 Jahren dokumentierte sie die Pflanzenwelt in Zwickau und Umgebung.

Außerdem absolvierte sie in dieser Zeit mehrere Sprachkurse und holte 1961 – 1963 das Abitur an der Abendoberschule nach. Die dazu erforderliche Delegation erhielt sie vom Kulturbund.

Dieses Jahr 1963 brachte die endgültige Wende in ihrem Leben. Im Frühjahr bekam sie die Leitung der AG Botanik übertragen. Diese Funktion übte sie bis 1981 aus.



[Abb. 1: Dr. Susanna Kosmale]

In der DDR wurde das Lehrfach „Schulgartenunterricht“ eingeführt. Es gab weder Lehrpläne noch ausgebildete Lehrer für dieses Fach.

In der Crimmitschauer Straße gab es den „Zentralschulgarten“ mit vielen seltenen und schützenswerten Pflanzen. Das Schulamt zog die dort beschäftigten Mitarbeiter Anfang 1963 ab, um den Schulgartenunterricht im ehemaligen Gefängnisgarten zu konzentrieren. Der Zentralschulgarten blieb ohne Pflege und verunkrautete.

Es gab viele Proteste, vor allem aus dem Kulturbund. Daraufhin stellte das Schulamt den Garten der Ditteschule zur Verfügung und bot Frau Kosmale

eine Halbtagsstelle zu seiner Betreuung an. Sie sollte ihn der Öffentlichkeit zugänglich und einen Teil der Fläche für den Schulgartenunterricht nutzbar machen. Sie war glücklich über diese berufliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Botanik und erkannte zugleich, welch gewaltige Probleme auf sie zukamen.

Sie lernte schnell, Schwerpunkte zu setzen und rationell zu arbeiten.

Die Klassenleiter sollten den Unterricht halten. Ihre Aufgabe bestand in Koordination, Benennung der Flächen und der auszuführenden Arbeiten sowie der Pflege des Gesamtgartens. Das funktionierte nicht, weil viele Lehrer keinen Bezug zur Gartenarbeit hatten.

So kam sie mit den Kollegen überein, dass sie den Unterricht fachlich hielt und die Kollegen nur die disziplinarische Aufsicht ausübten.

Sie erkannte, dass sie für die Leitung des Gartens Gärtner sein musste und für ein erfolgreiches Zusammenwirken mit den Lehrerkollegen die pädagogischen Fähigkeiten einer Lehrerin benötigte.

Also qualifizierte sie sich 1966 zum Facharbeiter für Gemüse- und Zierpflanzenbau (externe Prüfung), legte 1967/68 das Staatsexamen für Pädagogik und Psychologie am damaligen Pädagogischen Institut Zwickau ab,

bestand 1969 eine externe Prüfung als Gärtnermeister für Zierpflanzenbau und erwarb 1970 das Diplom als Oberstufenlehrer für Biologie an der Pädagogischen Hochschule Halle.

Schon vor Beginn des Lehrerstudiums hatte sie ein besonderes Gespür für praxisnahen und nachhaltigen Unterricht. Von vielen Kollegen belächelt, verlangte sie nach jeder Stunde schriftliche Antworten auf die Fragen nach dem „Was? Warum? Wie?“ und „Warum gerade so?“ der ausgeführten Arbeiten. Das behielt sie bei, solange sie Schulgartenunterricht erteilte. So lehrte sie die Schüler, Zweck und Ausführung der Arbeiten immer gründlich zu durchdenken.

Nie gab sie sich mit Erreichtem zufrieden, sondern strebte immer nach neuem Wissen. Nach dem pädagogischen Abschluss suchte sie eine neue Herausforderung. 1976 promovierte sie an der MLU Halle-Wittenberg zum Dr. rer. nat. Für ihre berufliche Entwicklung hätte sie keinen Dokortitel gebraucht.

Bis zum 58. Lebensjahr blieb sie im Schuldienst, dann erzwangen gesundheitliche Probleme ihre Versetzung in den Ruhestand.

In den zwei Jahren bis zum Eintritt in das Rentenalter hatte sie keinerlei Einkünfte und lebte nur vom Verdienst ihres Mannes.

Natürlich war ihr Ruhestand in Wahrheit ein Unruhestand. Die neue Freizeit nutzte sie intensiv für ihre botanischen Forschungen.

Bereits in ihrer Diplomarbeit zu Themen der regionalen Flora hatte Susanna Kosmale ihre Erfahrungen aus der AG Botanik einbringen können. Für die Dissertation gewann sie Prof. Meusel von der MLU Halle als Doktorvater. Sie bestand mit Summa cum laude und die Fachwelt der Botaniker zollte ihr höchste Anerkennung.



[Abb. 2: Schulgartenunterricht]

Die Stadt Zwickau bedankte sich für die vielen Anregungen zu einem verbesserten Umgang mit der Natur. Sie wurde zur Mitarbeit in Ausschüssen der Stadtverordnetenversammlung eingeladen.

In ihrer Dissertation sprach sie deutlich aus, welche Schäden durch die Wirtschaft der Region an der Umwelt



[Abb. 3: Standorteintragung]

angerichtet wurden. Deshalb verschwand die Arbeit als Vertrauliche Verschlussache in den Stahlschränken der Bibliotheken.

Sie geriet in den Fokus der Stasi, als das Bundesumweltministerium in Bonn bei der MLU nach der Arbeit anfragte. Ihre Stasi-Akte weist eine Fülle oft unsachlicher Observationsberichte über sie auf.

Die Stadtverwaltung, insbesondere das Amt für Umwelt und Landwirtschaft, erhielt von ihr immer wieder wichtige Hinweise. Oft konnte sie Fehlentwicklungen verhindern, aber es gab auch Fälle, in denen man ihre rechtzeitigen Warnungen ignorierte.

Standortbeobachtungen und Kartierungen der Flora im Rahmen der AG Botanik blieben für sie immer die wichtigsten Arbeiten. Dass sie dieses Gebiet bearbeiten konnte, bezeichnete sie in ihrer autobiografischen Schrift als einen einmaligen Glücksfall. Der Raum Zwickau bietet in vielfacher Hinsicht extreme Bedingungen als Pflanzenstandort, vor allem durch den Jahrhunderte langen Steinkohlenabbau mit seinen Folgen und eine Reihe weiterer Industrien. Es gab langjährige Forschungen mit umfangreichem Datenmaterial. In ihrer Funktion beim Kulturbund wurde gerade dieses außerordentlich interessante Thema zu ihrer Aufgabe.

Außerdem hatte sie ohne eigene Bewerbung die einzige Arbeitsstelle in Zwickau erhalten, die ihren Interessen entsprach.

Die Mühen, die ihr die Forschung bereitete, nennt sie in ihrer autobiografischen Schrift nur am Rande. Stundenlang, bei jedem Wetter war sie zwischen Glauchau und Rothenkirchen, Lichtenstein und Werdau unterwegs und registrierte Pflanzen. Ohne heutige Messmethoden war der Standort exakt in Messtischblätter einzutragen.

Noch als Rentnerin ging sie mit Streckenläufern der Reichsbahn Bahnstrecken Schwelle für Schwelle ab, weil dort wachsende Pflanzen besonders widrigen Umständen ausgesetzt waren. All diese Beschwerlichkeiten hinderten sie nicht, bis ins hohe Alter die Arbeit der AG mit zu tragen.

Lehrwanderungen, Heilkräuterwanderung für die Zwickauer Ärzte und Lichtbildervorträge wurden sehr zahlreich besucht und wurden für viele Zwickauer zu Ereignissen, die man nicht versäumen durfte.

Mit Zwickauer Oberschülern registrierte und kartierte sie die Baumbestände der Zwickauer Parkanlagen und Friedhöfe sowie später allein 6742 Bäume in 71 Arten an 184 Straßen und Plätzen.

Über eine Prämie von 150 Mark freute sie sich sehr, obwohl dieser Betrag in keinem Verhältnis zur geleisteten Arbeit stand. Wichtiger war ihr die Anerkennung ihrer ehrenamtlichen Arbeit.

Susanna Kosmale war Mitglied vieler Leitungsgremien des Kulturbundes und vieler Fach-Arbeitskreise. Vor und nach der Wende war sie Mitglied der Kommission Umweltschutz der Stadtverordnetenversammlung bzw. des Umweltausschusses des Stadtrates, bis die Stadt Umwelt- und Bauausschuss zusammenfasste und so Umweltfragen aus der Ausschussarbeit weitgehend verschwanden.

Zur Wende hatte Susanna Kosmale gemeinsam mit Gleichgesinnten wesentlichen Anteil, dass nach der Auflösung des Kulturbundes die Arbeit der Arbeitsgruppen Botanik unter dem Dach des Naturschutzbundes NABU fortgeführt werden konnte. Sie vertrat Sachsen als Mitglied im neugegründeten Bundesfachausschuss Botanik.

Sie trat dem Landesverein Sächsischer Heimatschutz bei, wurde sehr bald in den Vorstand gewählt und später Ehrenmitglied.

Diese Funktionen und die damit verbundenen Arbeiten erfüllten ihr Leben bis ins hohe Alter. Noch mit über 80 fuhr sie mindestens einmal im Monat mit dem Zug zu Beratungen nach Dresden.

Die Zahl ihrer Veröffentlichungen ist unüberschaubar. Sie reichen von der Beantwortung von Leserfragen über populärwissenschaftliche Artikel bis zu Beiträgen in fachwissenschaftlichen Zeitschriften.

Viel Freude bereitete ihr die Zusammenarbeit mit Musikwissenschaftlern bei der Herausgabe des „Blumenbuches für Robert“ von Clara Schumann und des Brautbuches von Robert Schumann für seine Braut Clara Wieck.

Nach der Wende verfasste sie etwa 150 Gutachten zu Fragen des Naturschutzes für Verkehrsbauten und Gewerbegebiete.



[Abb. 4: Das Ehepaar Kosmale 2009]

Schon in der DDR war sie - im Rahmen des Möglichen - viel gereist. Weite Reisen unternahm sie mit Fachkollegen als Studienreisen.

Sie starb am 6. Dezember 2014, genau ein Jahr nach ihrem Ehemann.

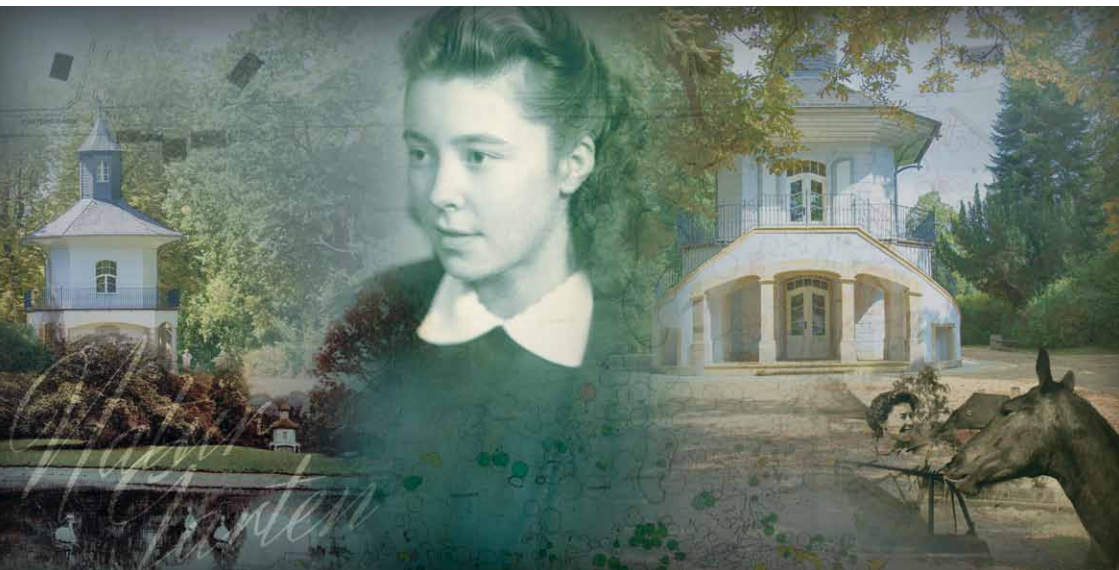
Prof. Dr. Rolf Urban, Friedegard Schürer

Nach der Wende erschlossen sich andere Möglichkeiten, die Welt zu erkunden. Auch diese Reisen waren für sie immer Studienreisen.

Susanna Kosmale erfuhr in ihren Leben viele Ehrungen, wie der Eintrag ins Ehrenbuch der Stadt Zwickau 1988 und das Bundesverdienstkreuz 1994. Sie war sehr stolz darauf, aber sie sprach nie darüber.

Zum Schluss ein Wort zu Ehe und Familie: Das geflügelte Wort „Hinter jedem großen Mann steht eine tapfere Frau“ kehrt sich in ihrem Leben um. Ohne ihren Diether, der immer wieder seine Interessen hinten an stellte, hätte Frau Kosmale das alles nicht erreichen können.

Ihre Kinder wurden von den Eltern früh erzogen, Verantwortung zu übernehmen. Die Mutter hat in einem Vortrag einmal erklärt, dass sie ihre drei Kinder wie Erwachsene belastet hat. Sie erzog sie aber auch zu Weltoffenheit, wie sie selbst erzogen wurde. Sie sollten ihre eigenen Interessen erkennen und im Leben verfolgen. Das haben sie ihr bis zu ihrem Lebensende gedankt. In ihren letzten Monaten pflegten sie in rührender Weise ihre Mutter rund um die Uhr.



Christa Bretschneider. Gartenarchitektin und Denkmalpflegerin

Der Name Christa Bretschneider (1925-2004) steht in Zwickau in engem Zusammenhang mit zwei bedeutenden historischen Parkanlagen – dem Schwanenteichpark und dem Schlosspark Planitz. In Ihrer Eigenschaft als Gartendenkmalpflegerin beschäftigte sie sich intensiv mit beiden Parks und deren Geschichte. Sie nahm Einfluss auf die gartenarchitektonische Gestaltung unter dem Aspekt der Erhaltung und der Pflege der Anlagen als

historische Ensembles. Da hieß es, nicht nur Pflanzungen zu planen und umzusetzen, sondern tief in die Geschichte einzudringen. Das tat Christa Bretschneider. Sie beschäftigte sich mit der Geschichte von Schwanenteich und Planitzer Schlosspark sowie dem Wirken von Carl Eduard Adolf Petzold¹ in Zwickau. Bis in die 1990er Jahre gehörte sie zu den Stammnutzern des Zwickauer Stadtarchivs. In dieser Zeit begegnete ich ihr zum

¹ Carl Eduard Petzold (1815-1891) absolvierte unter Fürst Pückler in Muskau eine Lehre als Landschaftsgärtner; ab 1852 war er Garteninspektor in Muskau; er wurde zu einem der namhaftesten Landschaftsgärtner seiner Zeit. Vgl. Rohde, Michael Von Muskau nach Konstantinopel. Eduard Petzold ein europäischer Gartenkünstler 1815-1891. Dresden 1998.

ersten Mal und zwar in meiner Eigenschaft als Archivmitarbeiterin. Eine Episode steht beispielhaft für ihr Engagement: Für unsere damalige Chefin waren „Petzold“ und „Bretschneider“ schon fast eins. Sie hatte Mühe Christa Bretschneider nicht mit „Frau Petzold“ anzusprechen.

Meine zweite Begegnung hatte ich nicht mehr mit Christa Bretschneider persönlich. Vielmehr datierte sie im Jahr 2008, vier Jahre nach ihrem Tod, als ihr Sohn Christoph Bretschneider dem Archiv den Nachlass seiner Mutter zum Kauf anbot. Zu zweit fuhren wir nach Reinsdorf, um Einsicht in die Unterlagen zu nehmen. Fasziniert von den gut sortierten Dokumenten in unzähligen Kartons, von Christoph Bretschneider akribisch verzeichnet, kehrten wir zurück. Uns war klar: Es handelt sich um stadtgeschichtlich wertvolle Unterlagen, die Auskunft über das Werden und Bestehen von Parks und Grünanlagen über Zwickau hinaus geben.

Der Nachlass von Christa Bretschneider umfasst Pläne, Aufzeichnungen, Dokumentationen, Planungsunterlagen eigener Projekte, insbesondere auch Projekte und Firmenunterlagen der Gärtnerei Schüttauf in Planitz seit der Gründung durch ihren Großvater Adolf Schüttauf.

Christa Bretschneider hinterließ umfangreiche Unterlagen ihres persönlichen Schaffens als Gartenarchitektin

und Gartendenkmalpflegerin. Genannt sei hier nur der Bestand zu ihren wichtigsten Projekten in Zwickau.

- » **Schwanenteichpark:**
4 Ordner + gerollte Unterlagen
- » **Schloss Planitz:**
4 Ordner + gerollte Unterlagen
- » **Friedhof Planitz:**
1 Ordner + gerollte Unterlagen
- » **Schlosspark Planitz:**
6 Ordner + gerollte Unterlagen
- » **Friedrich-Staude-Straße**
- » **Garten Städtisches Museum Zwickau**

Der Nachlass von Christa Bretschneider vermittelt zudem einen tiefen Einblick in das Leben und Wirken einer Frau, der ihr Beruf Berufung war.



[Abb. 1: Christa Bretschneider vor ihrem Haus, 1989]

Sie wurde am 8. Dezember 1925 als zweites Kind des Gärtnereibesitzers Alfred Schüttauf in Planitz geboren. Von klein auf mit der Gärtnerei ihres Vaters verbunden, begann sie nach dem Abitur im väterlichen Betrieb eine Lehre zur Gärtnerin, die sie 1946 mit der Gehilfenprüfung abschloss. Anschließend besuchte sie die Höhere Gartenbauschule in Pillnitz. Als geprüfte Gartenbautechnikerin sammelte sie ab 1948 praktische Berufserfahrungen in der Gärtnerei ihres Vaters und bei dem Garten- und Landschaftsgestalter Walter Funcke in Potsdam. Nach der Heirat mit dem Tierarzt Dr. Bernhard Bretschneider arbeitete sie in dessen Praxis mit, gab aber nie ihren eigentlichen Beruf völlig auf. Hervorhebenswert ist ihre Mitarbeit an Projekten ihres Onkels, des bekannten Gartenarchitekten Hermann Schüttauf², wie die Schlusschau der Bundesgartenausstellung (Buga) in Kassel 1955, die Orangerieschauen in Pillnitz, „Frühling in Dresden“, DDR-Schauen in Köln.

Von 1960 bis 1967 war sie als Mitarbeiterin von Hermann Schüttauf an der Gestaltung von gärtnerischen Anlagen der Zentralschule Hirschfeld, Freiflächengestaltung für 80 Wohneinheiten an der Friedrich-Staude-Straße in Zwickau beteiligt.



[Abb. 2: Bad Muskau, Schüttauf-Höhe mit Gedenkstein]

Nach dem Tod ihres Onkels im Jahr 1967 wurde Christa Bretschneider seine Testamentsvollstreckerin. Sie bewahrte nicht nur seinen beruflichen Nachlass auf, sondern erfüllte sein Vermächtnis auch, indem sie 1969 den von H. Schüttauf verfassten Parkführer „Parke und Gärten in der DDR“ herausgab und die 2. Auflage 1973 mit Ergänzungen versah.

Zur gleichen Zeit konzentrierte sie sich mehr und mehr auf denkmalpflegerische Aufgaben, sicher unter dem Einfluss ihres Onkels. So veröffent-

² Hermann Schüttauf (1890-1967) Garten- und Landschaftsarchitekt, in dessen Fokus die Erhaltung historischer Gärten stand; er hatte wesentlichen Einfluss auf die Gartendenkmalpflege in der DDR und machte sich als einer der ersten um die Etablierung dieses Faches verdient.

lichte Christa Bretschneider 1980 zum Beispiel ihre Untersuchungen zum damaligen Leninpark (heute: Fürstlich Greizer Park) Greiz. Von Mitte der 1970er bis Anfang der 1990er Jahre arbeitete sie an solch umfangreichen Projekten mit wie der denkmalgerechten Wiederherstellung der Parkanlage von Schloss Blankenhain oder der Rekonstruktion des Schlossparks Lichtenwalde, eines beeindruckenden Barockgartens. Damit und mit anderen Projekten der Gartengestaltung machte sie sich einen Namen weit über Zwickau hinaus.

In ihrer Heimatstadt erstreckte sich das gartendenkmalpflegerische Schaffen C. Bretschneiders vor allem auf den Schlosspark Planitz und das gesamte Schlossensemble sowie auf den Schwanenteichpark im Zentrum Zwickaus. Beide Anlagen sind historische Landschaftsgärten, entstanden unter dem Einfluss und nach Plänen von Eduard Petzold, königlich niederländischer Garteninspektor in Muskau. Petzold, der als Gartenkünstler von europäischem Rang galt und gilt, wurde um 1850 vom Zwickauer Rat mit der Planung der Parkanlagen am Schwanenteich beauftragt. Seine Handschrift trägt auch der Planitzer Schlosspark, für Bretschneider ein gewichtiger Grund, sich näher mit

seinem Wirken im Zwickauer Raum um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu beschäftigen. Aus ihrer Feder stammt ein umfangreicher Beitrag über die Bedeutung dieses Gartenarchitekten für die beiden Parkanlagen, veröffentlicht im „Zwickauer Pulsschlag“ im Jahr 1992.

Sie würdigte Petzold nicht nur als namhaften Landschaftsgärtner und bedeutendsten Vertreter der Muskauer Schule und seine herausragende Bedeutung für Planung und Gestaltung der beiden Parks. Auf Vorschlag des Fabrikanten Friedrich Christian Fikentscher, dessen Garten an der Reichenbacher Straße E. Petzold geplant hatte, engagierte ihn der Zwickauer Rat für die Planungen zur Gestaltung der Schwanenteichanlagen als Landschaftsgarten. Isolde von Arnim betraute ihn mit der Planung für den Schlosspark Planitz.

Christa Bretschneider wiederum sah sich dem Erbe Petzolds aus denkmalpflegerischer Sicht verpflichtet, was sich in ihren langjährigen Arbeiten für die Erhaltung beider Anlagen widerspiegelte. Zum Schlosspark Planitz hatte sie darüber hinaus eine ganz besondere Beziehung. Als Enkeltochter des von Arnimschen Schlossgärtners Adolf Schüttauf³ widmete sie dem

3 Adolf Schüttauf gründete 1894 seine Gärtnerei in Oberplanitz, die sich ab 1895 in der Christianstraße 1 (heute Darwinstraße 1) befand.

Planitzer Schlosspark ihre spezielle Aufmerksamkeit. Seit 1979 bis zu ihrem zweiten Schlaganfall 2001 wurde sie hier beratend in denkmalpflegerischer Hinsicht tätig. Sie beschäftigte sich mit den historischen Unterlagen der Parkanlage, insbesondere mit den Plänen Eduard Petzolds, erarbeitete eine Bestandsanalyse der Gehölze, Unterlagen für die Gehölzpflege und Nachpflanzungen und wurde aktiv für den Erhalt und die Rekonstruktion der Parkanlage. Christa Bretschneider würdigte den Schlosspark als Denkmal der Gartenkunst und Landschaftsgarten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er ist „eine der wenigen Neuschöpfungen Carl Eduard A. Petzolds... Obwohl nur von geringer Flächenausdehnung (7,3 ha), gewinnt der Park an Größe und Vielfalt dank einer Folge ineinander übergehender Räume, deren Wirkung gesteigert wird durch geschickte Nutzung topographischer Gegebenheiten, einen kulissenhaften Aufbau der Gehölzbestände sowie durch gezielte Auswahl und Anordnung der Gehölzarten... So entstehen im Wechsel der Jahreszeiten sich farblich ständig verändernde Bilder.“

Für Christa Bretschneider waren die von ihr untersuchten Parks und Gärten nicht nur Denkmale der Gartenkunst schlechthin. Vielmehr sah sie in ihnen Anlagen, die „sowohl aus städtebaulicher als auch sozialer Sicht einen großen, unschätzbar wertvollen Freiraum darstellen.“ Insbesondere

re bezog sie diese Einschätzung auf die beiden von ihr eingehend untersuchten Zwickauer Parkanlagen am Schwanenteich und auf dem Planitzer Schlossberg. „Die Wiederherstellung, Erhaltung und Pflege dieser Kunstwerke hat große Bedeutung für die Bevölkerung und die Kulturgeschichte von Stadt und Territorium heute und... für die Zukunft.“

Darin besteht letztendlich das Vermächtnis Christa Bretschniders.

Dr. Angelika Winter



[Abb. 3: Schlosspark Planitz mit Teehaus, 2017]

Frauen in der deutschen Geschichte. Eine Hinführung

Borst, Arno, *Lebensformen im Mittelalter*, Frankfurt am Main u. a. 1973.

De Pizan, Christine, *Das Buch von der Stadt der Frauen*, München 1999.

Ennen, Edith, *Frauen im Mittelalter*, München 1984.

Gerhard, Ute, *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*, Reinbek bei Hamburg 1990.

Götsch, Silke, *Geschlechterforschung und historische Volkskultur. Zur Re-Konstruktion frühneuzeitlicher Lebenswelten von Männern und Frauen*, Münster 1999.

Köhle-Hezinger, Christel; Scharfe, Martin Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.), *Männlich Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur*, München 1992.

Nave-Herz, Rosemarie, *Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland*, Hannover 1997.

Schneider, Wolfgang, *Frauen unterm Hakenkreuz*, Hamburg 2001.

Wunder, Heide, „Er ist die Sonn, sie ist der Mond“. *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992.

[https://metoomvmt.org/ \(05.07.2018\)](https://metoomvmt.org/ (05.07.2018)).

[http://www.quedlinburg.de/de/frauenorte/article-118057003303-20003303.html \(05.07.2018\)](http://www.quedlinburg.de/de/frauenorte/article-118057003303-20003303.html (05.07.2018)).

Bertha von Groitzsch

Annales Pegavienses et Bosovienses, ed. von Georg Heinrich Pertz, in: MGH SS 16, Hannover 1859, S. 232-270. [Ann. Peg.]

Bönhoff, Leo, *Der Gau Zwickau, seine Besitzer und seine Weiterentwicklung*, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde* 40 (1919), S. 241-295.

Bönhoff, Leo, *Die Gauparochie Zwickau*, in: *Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte* 32 (1919), S. 64-99.

Bünz, Enno, *Bamberg – Regensburg – Naumburg. Das Vogtland im Spannungsfeld mittelalterlicher Kirchengeschichte*, in: Ders., *Die mittelalterliche Pfarrei. Ausgewählte Studien zum 13.-16. Jahrhundert (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 96)*, Tübingen 2017, S. 489-523.

Ders., *Wiprecht von Groitzsch und der hl. Jakobus*, in: *Der Jakobuskult in Sachsen*, hg. von Klaus Herbers und Enno Bünz (*Jakobusstudien* 17), Tübingen 2007, S. 61-95.

Chronicon Montis Sereni, ed. von Ernst Ehrenfeuchter, in: MGH SS 23, Hannover 1874, S. 130-226.

Chronik vom Petersberg (Chronica Montis Sereni) nebst der Genealogie der Wettiner (*Genealogia Wettinensis*), übers. und erl. von Wolfgang Kirsch, Halle 1996.

Fanghanel, Wolfgang, *Die Stiftungsurkunde der Marienkirche zu Zwickau von 1118. Gesichtspunkte zur Grenzbeschreibung, in: Kirche und geistiges Leben im Prozess des mittelalterlichen Landesausbaus in Ostthüringen / Westsachsen*, hg. von Peter Sackenbacher u. a. (*Beiträge zur Frühgeschichte und zum Mittelalter Ostthüringens* 2), Langenweißbach 2005, S. 23-36.

Fenske, Lutz, *Adelsopposition und kirchliche Reformbewegung im östlichen Sachsen. Entstehung und Wirkung des sächsischen Widerstandes gegen das salische Königtum während des Investiturstreits (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 47)*, Göttingen 1977.

Genealogia Wettinensis, ed. von Ernst Ehrenfeuchter, in: MGH SS 23, Hannover 1874, S. 226-230.

Hengst, Karlheinz, *Die Bedeutung der Urkunde zur Weihe der St. Marien-Kirche in Zwickau 1118 für die Erforschung der Besiedlung des Erzgebirges*, in: *Sächsische Heimatblätter* 1 (2018), S. 2-8.

Hoyer, Siegfried, *Wiprecht von Groitzsch und der Beginn des Landesausbaus im Mulde-Elster-Gebiet*, in: *Probleme des frühen Mittelalters in archäologischer und historischer Sicht. 3. Tagung der Fachgruppe Ur- und Frühgeschichte der Deutschen Historiker-Gesellschaft vom 13.-16. April 1964 in Leipzig*, bearb. von Heinz A. Knorr, Berlin 1966, S. 119-129.

Jakob, Daniel, *Archäologische Funde und Erkenntnisse zur Frühgeschichte und Stadtentstehung Zwickaus*, in: *Chronik*

Zwickau. Band 1, Von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert, herausgegeben vom Kulturamt der Stadt Zwickau, Dresden 2017, S. 14-37.

Kahlheyß, Julia, Die Bürger von Zwickau und ihre Kirche. Kirchliche Institutionen und städtische Frömmigkeit im späten Mittelalter (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 45), Leipzig 2013.

Keitel, Wilhelm, Die Gründung von Kirchen und Pfarreien im Bistum Zeitz-Naumburg zur Zeit der Christianisierung (zugleich Diss.), Jena 1939.

Löbe, Julius, Gräfin Bertha von Groitzsch oder von Morungen, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer Bd. 8, 3 (1890), S. 29-37.

Pätzold, Stefan, Die frühen Wettiner. Adelsfamilie und Hausüberlieferung bis 1221 (Geschichte und Politik in Sachsen 6), Köln/Wien 1997.

Petke, Wolfgang, Kanzlei, Kapelle und königliche Kurie unter Lothar III. (1125-1137) (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 5), Köln/Wien 1985.

Römer, Christian, Bürgel (Thalbürgel), in: Die Mönchsklöster der Benediktiner in Mecklenburg, Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen, hg. von Ulrich Faust, bearb. von Monika Lücke (Germania Benedictina 10), St. Ottilien 2012, S. 157-226.

Schlesinger, Walter, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. Bd. 1: Von den Anfängen kirchlicher Verkündigung bis zum Ende des Investiturstreites (Mitteldeutsche Forschungen 27), Köln/Graz 1962.

Streller, Karl, Die Besiedlung und die territoriale Entwicklung des ehemaligen Gaues Zwickau von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters, in: Herbergen der Christenheit 1971, S. 42-125.

Teichert, Silva, Die Entstehung der Stadt Zwickau im Spiegel jüngster Ausgrabungsergebnisse, in: Zur Entstehung und Frühgeschichte der Stadt Chemnitz: Kolloquium des Stadtarchivs Chemnitz, 24. April 2002, Volksbank Chemnitz, hg. von Gabriele Viertel u. a. (Aus dem Stadtarchiv Chemnitz 6), Stollberg 2002, S. 129-138.

Thieme, André, Burggrafschaft Altenburg. Studien zu Amt und Herrschaft im Übergang vom hohen zum späten Mittelalter (Schriften zur sächsischen Landesgeschichte 2), Leipzig 2001.

Ders., Wiprecht von Groitzsch – Urgestalt der sächsischen Geschichte, in: Chronik Zwickau. Band 1, Von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert, herausgegeben vom Kulturamt der Stadt Zwickau, Dresden 2017, S. 38-41.

Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg. Teil 1, bearb. von Felix Rosenfeld (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, NF 1), Magdeburg 1925.

Urkundenbuch der Stadt Zwickau. Teil 1: Die urkundliche Überlieferung 1118-1485, Bd. 1: 1118-1399, bearb. von Henning Steinführer und Jens Kunze (Codex diplomaticus Saxoniae regiae 2. Hauptteil, 21), Peine 2014.

Vogtherr, Thomas, Pegau, in: Die Mönchsklöster der Benediktiner in Mecklenburg, Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen, hg. von Ulrich Faust, bearb. von Monika Lücke (Germania Benedictina 10), St. Ottilien 2012, S. 1195-1224.

Ders., Wiprecht von Groitzsch. Bemerkungen zur Figur des sozialen Aufsteigers im hohen Mittelalter, in: Figuren und Strukturen. Historische Essays für Hartmut Zwahr zum 65. Geburtstag, hg. von Manfred Hettling u. a., München 2002, S. 157-169.

Ders., Wiprecht von Groitzsch und das Jakobspatrozinium des Klosters Pegau. Ein Beitrag zur Kritik der Pegauer Annalen, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 72 (2001), S. 35-54.

Winkel, Harald, Herrschaft und Memoria. Die Wettiner und ihre Hausklöster im Mittelalter (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 32), Leipzig 2010.

Wittmann, Helge, Zur Frühgeschichte der Grafen von Käfernburg-Schwarzburg, in: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte 51 (1997), S. 9-59.

Zwischen Hofidyll und Kohlekapitalismus – Isolde von Arnim

Herzoglich-Sachsen-Altenburgischer vaterländischer Geschichts- und Hauskalender aus dem Jahr 1845, Altenburg 1845.

Herzoglich-Sachsen-Altenburgischer vaterländischer Geschichts- und Hauskalender aus dem Jahr 1849, Altenburg 1849.

Urkunde zur Grundsteinlegung der Cainsdorfer Kirche, zit. n. Halden-Heimat (1938) H 4, o. S.

Hüttinger, Nadine, „Ein glänzendes Elend“? Adelige Hofdamen im 19. Jahrhundert, in: Raasch, Markus (Hg.), Adeligkeit, Katholizismus, Mythos. Neue Perspektiven auf die Adelsgeschichte der Moderne, München 2014, S. 153-167.

Matzerath, Josef, Adelsprobe an der Moderne. Sächsischer Adel 1763 bis 1866. Entkonkretisierung einer traditionellen Sozialformation, Stuttgart 2006.

Mühlberg, Karl, Der Schloßpark, in: Haldenheimat (1938) H. 5-6.

Röber, Wolf-Dieter, Das Cholerakreuz auf dem Planitzer Friedhof, in: Zwickauer Heimatjournal (1996) Heft 1, S. 64 f.

Ders., Die Grabstätte der Familie von Arnim in Zwickau-Planitz, in: Zwickauer Heimatjournal (1996) Heft 3, S. 9-15.

Steinkohlenbergbauverein Zwickau e.V. (Hg.), Der Steinkohlenbergbau im Zwickauer Revier, Zwickau 2000.

Vasold, Manfred, Grippe, Pest und Cholera. Eine Geschichte der Seuchen in Europa, Stuttgart 2008.

Wienfort, Monika, Der Adel in der Moderne, Göttingen 2006.

Zorn, Günther, Eine ungewöhnliche Frau, in: Der Planitzer (2010), H. 12b, S. 8.

Gertrud Schubart-Fikentscher

Fikentscher, R.: Liebe, Arbeit, Einsamkeit. Ein Gelehrtenpaar in zwei Diktaturen. mitteleuropäischer Verlag. 2013.

Dr. Dorothea Dillner. Stadtärztin in schwierigen Zeiten

Hans-Hermann Koch. „Ich muss wirken, solange es Tag ist...“ Der Pfarrer Dr. Ernstkonrad Dillner in Pegau (Manuskript 2017).

Universität Leipzig, Immatrikulationsbuch/Quarturkartei, 1917, Eintrag Nr. 494.

Universität Leipzig, Promotionsbuch der Universität Leipzig, S. 340.

Dorothea Dillner: Eindrücke vom 2. Ärztinnenlehrgang in Alt-Rhese. In: Ärzteblatt für Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, 1938, S. 16-17.

Dorothea Dillner. Mütterberatung in Zwickau. In: Zwickauer Soldatenpost 42 vom 23.5.1943, 933-937.

Dorothea Dillner. 5. Jahrzehnte Jugendgesundheitschutz. 50 Jahre Zwickauer Mütterberatung. Rede vom 31.10.1957.

Günther Grosche. Die Geschichte der Krankenhäuser und Kliniken in der Stadt Zwickau. (Hrsg. Von Norbert Peschke). 2012.

Thomas Maibaum. Die „Führerschule der deutschen Ärzteschaft“ Alt-Rhese. Alt-Rheser Wissenschaftsforum Bd. 1, 2011.

Edmund Käbisch. Zwangssterilisation und Euthanasieverbrechen in Zwickau 1933-1945. Ergebnisse eines Schülerprojektes im Religionsunterricht. Cygnea 6, Schriftenreihe des Stadtarchivs Zwickau.

Berit Lahm, Thomas Seyde und Eberhard Ulm: 505 Kindereuthanasieverbrechen in Leipzig. Leipzig, 2008.

Akten des Gesundheitsamtes Zwickau 1925-1945.

Akten des Gesundheitsamtes Zwickau 1945-1970.

Einzelakten der Krankenanstalt Leipzig-Dösen (KFA) Bestand Stadtarchiv Leipzig KKH Dösen Nr.72 lfd.

Gewerkschaftsakte Dr. Dorothea Dillner aus dem Bundesarchiv (Parteien und Massenorganisationen der DDR, Gewerkschaft Gesundheitswesen).

Sächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) Nationalsozialistische Zwangssterilisationen in Sachsen 1933-1945, 2016.

Dr. Susanna Kosmale. Ein Leben für die Wissenschaft

Susanna Kosmale: Mein Leben mit der Botanik Autobiografische Schrift 2008.

Die Veränderung der Flora und der Vegetation in der Umgebung von Zwickau, hervorgerufen durch Industrialisierung und Intensivierung von Land- und Forstwirtschaft., Dissertation Manuskript Halle 1976.

Wikideia: Sächsischer Heimatschutz Abschnitt Ehrenmitglieder

<http://deacademic.com/dic.nsf/dewiki/1355333>Stand 25.3.2018

https://de.wikipedia.org/wiki/Landesverein_Sächsischer_Heimatschutz 30.3.2018

Clara Schumann, Blumenbuch für Robert. 1854 - 1856. Hrsg. von Gerd Neuhaus und Ingrid Bodsch unter Mitarbeit von Ute Bär und Susanna Kosmale. Stroemfeld Verlag, Bonn/Frankfurt/Basel 2006.

Das Brautbuch von Clara und Robert Schumann herausgegeben von Bernhard R. Appel, Bonn, unter Mitarbeit von Susanna Kosmale, Zwickau (= RSA VII, 3, 3, 2) Schott Music, Mainz.

Christa Bretschneider. Gartenarchitektin und Denkmalpflegerin

Stadtarchiv Zwickau, Nachlass Christa Bretschneider.

Stadtarchiv Zwickau, Biografie Christa Bretschneider (zusammengestellt von Christoph Bretschneider).

Bretschneider, Christa: Carl Eduard Adolf Petzold (1815 – 1891). Meister der deutschen Gartenkunst. In: Zwickauer Puls-schlag 3. Jahrgang (1992), Nr. 6, S. 4.

Bretschneider, Christa: Kleiner Führer durch den Greizer Leninpark. Greiz 1980.

Rohde, Michael: Von Muskau bis Konstantinopel. Eduard Petzold ein europäischer Gartenkünstler. 1815-1891. Dresden 1998.

Schütttauf, Hermann: Parke und Gärten in der DDR. Unter Mitwirkung von Christa Bretschneider und Harri Günther. Leipzig 1973.

Frauen in der deutschen Geschichte. Eine Hinführung

Abb. 1: Führerinnen der ersten Frauenbewegung in Deutschland 1894, in: Die Gartenlaube, Sammelband 1894, S. 257, Urheber unbekannt, 1894

Bertha von Groitzsch

Abb. 1: Stadtarchiv Zwickau, IIIId Nr. 15 Kopialbuch III, fol. 4r, Fotograf Bastian Bauer, Wilkau-Haßlau

Abb. 2: Zwickau 2017, Rechteinhaber: Peer Bolte

Abb. 3: Georg Spalatin: Chronik der Sachsen und Thüringer (1515/1517); 1. Band Blatt 270v; Landesbibliothek Coburg

Friederike Caroline Neuber

Abb. 1: Wohn- und Geburtshaus von Friederike Caroline Neuber in Reichenbach/i. Vogtland; heute Neuberin-Museum, unter: <https://www.reichenbach-vogtland.de/kultur-freizeit/museen-sammlungen/neuberin-museum/> (7.1.2018)

Abb. 2: Wohnhaus der Familie Weißenborn, Oberer Steinweg, Innere Schneeberger Straße, Neuberin-Museum Reichenbach

Abb. 3: Porträt Friedrike Caroline Neuber, Ölgemälde von Walter Krauss, 1949, Neuberin-Museum Reichenbach

Zwischen Hofidyll und Kohlekapitalismus – Isolde von Arnim

Abb. 1: Portrait Isolde von Arnim; Rechteinhaber: Jasper von Arnim

Abb. 2: Cholerakreuz auf dem Planitzer Friedhof; 2017; Rechteinhaber: Peer Bolte

Gertrud Schubart-Fikentscher

Abb. 1: Gertrud Schubart-Fikentscher (1896 – 1985); Rechteinhaber: Stadtarchiv Zwickau

Abb. 2: Friedrich Christian Fikentscher (1799 – 1864); Rechteinhaber: Rüdiger Fikentscher

Abb. 3: Wilhelm Schubart (1873 – 1960); Rechteinhaber: Rüdiger Fikentscher

Abb. 4: Das Ehepaar Gertrud und Wilhelm; Rechteinhaber: Rüdiger Fikentscher

Dr. Dorothea Dillner. Stadtärztin in schwierigen Zeiten

Abb. 1: Dr. Dorothea Dillner mit Kollegen (links neben Frau im schwarzen Kleid; Rechteinhaber: Gudrun Reuter

Kompetent, beharrlich, uneitel – Doris Elfriede Schachner

Abb. 1: Foto Doris Schachner, undatiert, Autor unbekannt, Hochschularchiv RWTH Aachen

Abb. 2: Dienstanweisung durch Prof. Dr. Ing. H. Ehrenberg vom 12. Juli 1939, Hochschularchiv RWTH Aachen, PA 5718, o. Bl.

Abb. 3: Doris Schachner, Scan von Zeitungsartikel zur Verleihung der Ehrensensorenwürde an Prof. Dr. Schachner, 23.01.1984; Rechteinhaber: Hochschularchiv RWTH Aachen (Akte 12083)

Abb. 4: Doris Schachner, Aufnahmen von Prof. Dr. Schachner im Labor; Rechteinhaber: Professor Günther Friedrich

Frau Luise Loof

Abb. 1: Schulchronik, Autor unbekannt

Frauen-Bilder. Das Wirken und Schaffen von Tatjana Lietz

Abb. 1: Tatjana Lietz ca. 1924 im Garten in Asern

Abb. 2: Familie Lietz auf der Veranda des Landhauses in Priedaine im Sommer 1929, v.l.n.r. Tatjana, Großmutter, Eltern Eugen Lietz, Vera Lietz geb. Sihlit

Abb. 3: Künstler-Gespräch mit Tatjana Lietz in den Städtischen Kunstsammlungen Chemnitz vor ihren Werken, 1982, Personen: v.l.n.r. Gerd Volkmar, Tatjana Lietz, Christian Siegel, Foto: Jürgen Gebhardt, Karl-Marx-Stadt

Abb. 4: Tatjana Lietz beim Malen, 1950er/1960er Jahre

Abb. 5: Tatjana Lietz beim Unterrichten in der Mal- und Zeichenschule

Abb. 6: Tatjana Lietz, Selbstbildnis 1975, Öl auf Hartfaser, 100 X 80 cm, (Schenkung Tatjana Lietz, Städtische Kunstsammlungen Zwickau), Foto: Peter Ullmann, Zwickau

Abb. 7: Tatjana Lietz, Bildnis der Mutter im Garten 1946, Öl auf Leinwand, 100 X 80 cm, (Schenkung Tatjana Lietz, Städtische Kunstsammlungen Zwickau), Foto: Peter Ullmann, Zwickau

Abb. 8: Tatjana Lietz, Heimweh (Ungarisches Mädchen), 1950, Öl auf Hartfaser, 76 X 65 cm (Schenkung Tatjana Lietz, Städtische Kunstsammlungen Zwickau), Foto: Peter Ullmann, Zwickau

Abb. 9: Tatjana Lietz, Verdiente Lehrerin des Volkes Maria Kroviecki, 1953, Öl auf Pappe, 57 X 46 cm, (Schenkung Tatjana Lietz, Städtische Kunstsammlungen Zwickau), Foto: Christian Siegel, Zwickau

Abb. 10: Tatjana Lietz, Frau mit Katze (Selbstbildnis), 1960, Öl auf Rakoplatte, 80 X 60 cm, (Schenkung Tatjana Lietz, Städtische Kunstsammlungen Zwickau), Foto: Peter Ullmann, Zwickau

Abb. 11: Christian Siegel, Porträtplastik „Tatjana Lietz“, Bronze, 2018, dauerhaft ausgestellt im historischen Foyer des Peter-Breuer-Gymnasiums Zwickau, Foto: Christian Siegel, Zwickau

Alle nicht anders benannten Fotografien stammen aus dem Fotoarchiv Tatjana Lietz/Christian Siegel.

Dr. Susanna Kosmale. Ein Leben für die Wissenschaft

Abb. 1: Dr. Susanna Kosmale, Rechteinhaber: F. Schürer

Abb. 2: Schulgartenunterricht, Rechteinhaber: A. Kautz

Abb. 3: Eintragung Standort, Rechteinhaber: H. Fritsch

Abb. 4: Das Ehepaar Kosmale 2009, Rechteinhaber: R. Urban

Christa Bretschneider. Gartenarchitektin und Denkmalpflegerin

Abb. 1: Christa Bretschneider vor ihrem Haus, 1989. Sammlung Christoph Bretschneider

Abb. 2: Bad Muskau, Schüttauf-Höhe mit Gedenkstein, Foto: René Mettke, CC BY-SA3.0. <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=26561613>

Abb. 3: Schlosspark Planitz mit Teehaus, 2017. Foto: Peer Bolte, Stadtverwaltung Zwickau, Kulturrat

Kühnreich, Isabell

Jg. 1986, M.A., Volkskundlerin und Museumspädagogin

Zimmermann, Sabine

Jg. 1960, Baustoffingenieurin und Bundestagsabgeordnete

Richter, Angie-Sophia

Jg. 1990, Studierende Mittlere und Neue Geschichte

Seichter, Dorit

Jg. 1965, Lehrerin

Völz, Ann-Sophie

Jg. 2000, Schülerin

Landrock, Christian

Jg. 1987, M.A., Historiker und wissenschaftlicher Volontär

Fikentscher, Rüdiger, Dr. med. habil.

Jg. 1941, Facharzt und Landtagsabgeordneter

Mitzscherlich, Beate, Prof. Dr. phil.

Jg. 1964, Hochschulprofessorin

Soldwisch, Ines, PD Dr.

Jg. 1976, Historikerin

Beier, Nina

Jg. 1995, Auszubildende Gesundheits-und Krankenpflege

Siegel, Christian

Jg. 1966, Maler/Grafiker und Lehrer

Urban, Rolf, Prof. (em.) Dr. oec.

Jg. 1938, Hochschulprofessor

Schürer, Friedegard

Jg. 1955, Erzieherin

Winter, Angelika, Dr. phil.

Jg. 1954, Historikerin

Platz für Ihre Notizen

Impressum

Herausgeber:

Stadtverwaltung Zwickau

Gleichstellungs-, Ausländer-, Integrations- und Frauenbeauftragte

Hauptmarkt 1, 08056 Zwickau

Telefon 0375 831834

ulrike.lehmann@zwickau.de

www.zwickau.de/de/politik/verwaltung/aemter/obundbau/gleichstellung

Stadtverwaltung Zwickau

Kulturamt

Stadtarchiv Zwickau

Lessingstraße 1, 08058 Zwickau

Telefon 0375 834701

stadtarchiv@zwickau.de

www.zwickau.de/stadtarchiv

© 2018 Alle Rechte liegen bei Stadtverwaltung Zwickau, Gleichstellungs-, Ausländer-, Integrations- und Frauenbeauftragte und Kulturamt, Stadtarchiv Zwickau

Redaktion

Gleichstellungs-, Ausländer-, Integrations- und Frauenbeauftragte

Stadtarchiv Zwickau

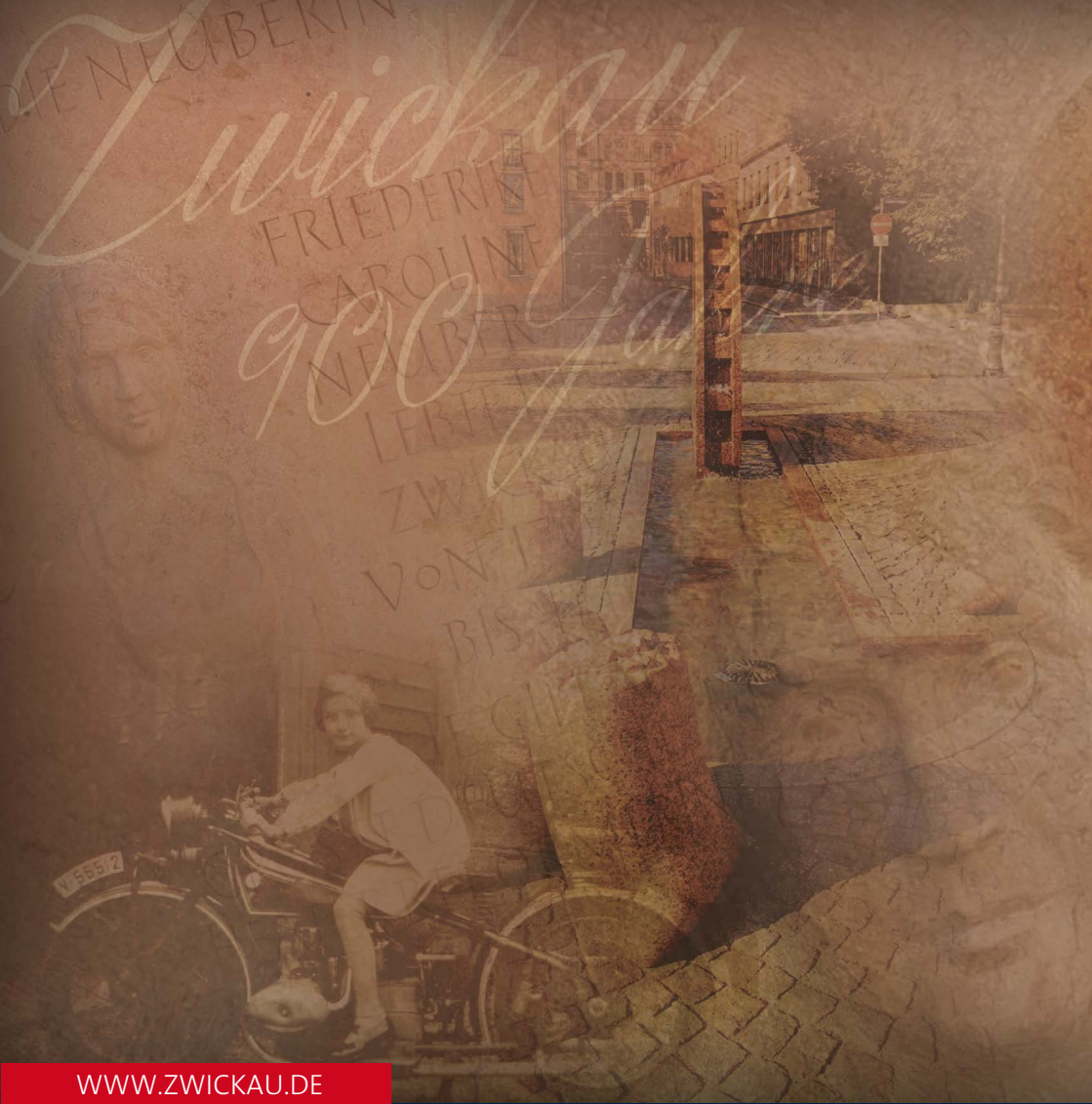
Redaktionsschluss

1. Juli 2018

Gestaltung / Druck

www.TMDESIGN-ZWICKAU.de / Saxoprint 600 Stück

Für den Inhalt der jeweiligen Artikel zeichnen sich die einzelnen Autoren verantwortlich. Wiedergegebene Meinungen stellen persönliche Ansichten der Autoren dar und müssen nicht mit denen der Redaktion übereinstimmen.



WWW.ZWICKAU.DE

Gefördert durch:



STAATSMINISTERIUM
FÜR SOZIALES UND
VERBRAUCHERSCHUTZ



Die Staatsministerin für Gleichstellung und Integration